



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Die Bibliothek als Ort des Wissens – Mythos einer
Metapher“

Band 1/1

Verfasserin

Elisabeth Smolak

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A301 343

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Publizistik- und Kommunikationswissenschaft /
Anglistik und Amerikanistik

Betreuer:

ao.Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitsch

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	1
1 Einleitung.....	4
2 Problem und Fragestellung	5
3 Orte und Nicht-Orte (des Wissens).....	6
4 Der Wissensbegriff	10
4.1 Vorbemerkung	10
4.2 Eine interdisziplinäre Herausforderung.....	11
4.2.1 Eine „merkwürdige Wesenheit“, die niemand besitzt	11
4.3 Der bedeutendste Gedanke	12
4.4 Was wollen wir wissen?	13
4.5 <i>Exkurs: Die Hypothese der wachsenden Wissenskluft</i>	14
4.6 Der Beginn des Wissens	14
4.7 Eine dynamische Größe	17
4.8 Wissen $\neq$ Wissen.....	21
4.8.1 Der Radikale Konstruktivismus.....	21
4.8.2 Mehr als der Inhalt von Büchern	22
4.8.3 Wie Wissenschaft Wissen schafft.....	25
4.9 Ort des Wissens Nr. 1: Das Gehirn.....	26
4.10 Nichtwissen.....	28
4.11 Schlussfolgerung.....	30
5 Die Hüter des Wissens: Bibliothekare	32
5.1 Einleitung.....	32
5.2 Quellenlage	32
5.3 Historischer Abriss	33
5.4 Fremdbild.....	35
5.5 Berufsbild und Selbstverständnis.....	36
5.5.1 Arbeitsfrust statt Leselust	38
5.5.2 Berufsausbildung: mangelhaft	39
5.6 Zukunftsaussichten	45

6	Die Bibliothek.....	47
6.1	Begriffsklärung.....	47
6.2	Historischer Abriss	49
6.2.1	Vorbemerkung	49
6.2.2	Die Wiege der Bibliotheken	49
6.2.3	Vom Teil des Museums zur eigenständigen Institution.....	50
6.2.4	Bürgerlichisierung des Lesens: Säkularisierung der Klosterbibliotheken...	52
6.2.5	Organisierte Formen gemeinschaftlicher Lektüre: Die Lesegesellschaften	54
6.3	Aufgaben und Funktionen der Bibliothek	56
6.3.1	Die Funktion als Archiv.....	56
6.3.2	Die Funktion als „Dorfbrunnen der Informationsgesellschaft“	57
6.3.3	Die Funktion als Heilsbringer.....	58
6.3.4	Die Vermittlungsfunktion	60
6.4	Politisches Instrument und Ergebnis von Kalkül.....	61
6.5	Die Bibliothek in der Wissensgesellschaft	62
6.6	Sonderfall Nationalbibliothek – PR für den Staat?.....	63
6.6.1	Die Österreichische Nationalbibliothek.....	66
6.6.2	Wozu Nationalbibliotheken?	68
6.6.2.1	Heinrich Loewe und die jüdische Nationalbibliothek	70
6.7	Sammeln mit System	71
6.8	Totgesagte leben länger – die Bibliothek im Informationszeitalter.....	73
6.8.1	Die „Informationsgesellschaft“	73
6.8.1.1	Kritik an der „Informationsgesellschaft“	74
6.8.2	Die Bibliothek in der „Informationsgesellschaft“	76
6.8.3	Neue Technologien – Chance oder Gefahr?	80
6.8.4	Benutzer müssen sich neu orientieren	84
7	Der neue (Nicht-)Ort – das Internet.....	86
7.1	Nicht-Ort des Wissens oder „Fortsetzung der Bibliothek mit anderen Mitteln?“	87
8	Schwerpunkt-Sammlungen.....	90
9	Die Bibliothek als Ort des Wissens?.....	91

10	Bibliographie	95
10.1	Sonstige Quellen/Links	105
11	Anhang	106
11.1	Anhang 1: Abstract	106
11.2	Anhang 2: Lebenslauf	108
11.3	Anhang 3: Seminarunterlagen Wolfgang Duchkowitsch	109

1 Einleitung

Für Studierende ist die Bibliothek ein essenzieller Teil des Studienalltags, ein Fundus von Fragen, Antworten, Zugängen – pragmatisch gesehen Geldersparnis, ein ruhiger Ort um zu lernen oder die Möglichkeit, Kommilitonen zu treffen. Am Beginn vieler Studien steht das Bibliographieren, das Zurechtfinden in der Institutsbibliothek und das Erkennen von Unterschieden zwischen Präsenz- und Entlehnbibliotheken. Für manche Studierende – so ging es jedenfalls der Verfasserin dieser Arbeit am Beginn ihres Studiums – mag die Vorfreude auf das Heben eines Bücherschatzes ebenso groß sein wie die Enttäuschung, zu erkennen, dass die Bibliothek aus einem Tresen besteht, über den bestellte Bücher von einem Menschen ausgehändigt werden, dessen Begeisterung über die interessierte Benutzerin sich in Grenzen zu halten scheint. Die Werke selbst werden aus Tiefen der Bibliothek herbeigeschafft, die Benutzern verschlossen bleiben – woher das entlehnte Buch kommt, wohin es geht – Fragen, deren Beantwortung einem elitären Kreis von Eingeweihten vorbehalten bleibt. Wäre es hier nicht treffender, von einem Speicher, Archiv oder gar Lager des Wissens zu sprechen (Respektive „Buchstabengrab“, wie Wolfgang Ernst (S. 890) die Deutsche Bücherei bezeichnet)?

Und doch – ehrfürchtig verneigen wir uns metaphorisch vor diesem Ort, der grenzenlos Wissen zu sammeln scheint, dazu bestimmt, es an uns weiterzugeben. Grund genug, herauszufinden, was von diesem „Ort des Wissens“ übrig bleibt, wenn wir ihn genauer unter die Lupe nehmen. Wie unendlich ist das Wissen, das darin gesammelt werden kann (wie wir wissen, ist aus Gründen der Undehnbarkeit von Mauern auch die Kapazität der Räume endlich)? Wer hat die Verantwortung über dieses Wissen und – ist es tatsächlich „das ganze Wissen“ oder gibt es auch Formen des Wissens, die keine Bibliothek der Welt sammeln und vermitteln kann?

2 Problem und Fragestellung

Im Zusammenhang mit Bibliotheken fällt immer wieder die – verallgemeinernde und metaphorische – Bezeichnung „Ort des Wissens“. Das Bild findet sich auch in Eigendarstellungen (vgl. etwa Benz, Stefan (1985): „Die Hofbibliothek zu Wien als Ort des Wissens.“ In: Scheutz, Martin (Hg) (2004): Orte des Wissens. Bochum: Winkler.). Doch wird ihr zugeschrieben, ein Ort „des Wissens“ zu sein, kommen weitere Kriterien ins Spiel, die es zu erfüllen gilt. Laut dem Anthropologen Marc Augé (1994) „[erfüllt sich] der Ort durch das Wort, durch den andeutungsweisen Austausch einiger Kennworte, im Einverständnis und in der komplizenhaften Intimität der Gesprächspartner.“

Hier ist zu erkennen, dass die Bibliothek möglicher Weise viel mehr als ein Ort lediglich des Wissens ist bzw. sein will oder sein sollte. Es wird außerdem zu klären sein, wie der Ort Bibliothek sich in Zukunft gestaltet und wo sein Platz ist, wenn das Wissen im Nicht-Ort Internet (Jochum 2007 lässt allerdings auch das Internet als Ort bestehen) bereitsteht, in digitalisierter, für Netz-Nutzer einfach zugänglicher, dezentraler und von Zeit und Raum unabhängig abrufbarer Form.

Diese Arbeit versucht zu klären, inwiefern die Metapher „Ort des Wissens“ auf die Institution Bibliothek anwendbar ist. Mittels Literaturstudium werden Orte des Wissens aufgespürt und der Begriff des Wissens aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen und Perspektiven beleuchtet. Ausgehend von der Geschichte der Bibliothek im Allgemeinen und dem Phänomen Nationalbibliothek im Besonderen sowie dem Berufsbild des Bibliothekars wird schließlich der Versuch unternommen, die Rolle und Funktion der Bibliothek und ihrer Mitarbeiter von ihrem Beginn bis in die Zukunft zu klären.¹ Zudem wird das Berufsbild des Bibliothekars und seine Entwicklung von den Anfängen bis zur Gegenwart erörtert. Wie ergänzen die „Hüter des Wissens“ das Bild vom „Ort des Wissens“?

¹ Aus Gründen der Lesbarkeit wird in dieser Arbeit auf zweigeschlechtliche Formulierungen (-In, eine/r etc.) verzichtet. Selbstverständlich sind aber im gesamten Text beide Geschlechter impliziert.

*Wenn in Afrika ein alter Mann stirbt,
verbrennt mit ihm eine ganze Bibliothek*
Amadou Hampaté Ba²

3 Orte und Nicht-Orte (des Wissens)

Die Frage, was Orte und Nicht-Orte definiert, was sie ausmacht und wie sie sich entwickeln, wird zu einem großen Teil von Städteplanern und Architekten diskutiert. Die Bibliothek wird in zahlreichen Quellen als Ort des Wissens bezeichnet, ebenso wie etwa das Museum, ohne den Begriff „Ort“ näher zu definieren. Lesch (S. 8) beschreibt als Ort: „Zur Verständigung sind wir auf eine gemeinsame Sprache sowie auf allen Beteiligten zugängliche Treffpunkte angewiesen: auf *Gemeinplätze* (lieux communs), die in der unübersichtlichen Fülle der Zeichen und Botschaften leicht entdeckt und entziffert werden können, um als konkrete Anlässe und Orte des Kommunizierens zu dienen“. Für den Städteplaner sind Städte „Bühne und Publikum zugleich“ (ebd.) und ermöglichen eine „sinnliche Erfahrbarkeit von Kommunikation im öffentlichen Raum“ (ebd.).

So bringen Orte mit hoher Lebensqualität, die auch eine entsprechende Infrastruktur voraussetzt, unweigerlich Nicht-Orte hervor: „So wie ein Ort durch Identität, Relation und Geschichte gekennzeichnet ist, so definiert ein Raum, der keine Identität besitzt und sich weder als relational noch als historisch bezeichnen lässt, einen Nicht-Ort.“ (Augé S. 92). Zu diesen „non-lieux“ gehören beispielsweise Verkehrssysteme, Bahnhöfe oder Flughäfen, die

[...] gar nicht den Anspruch erheben, verständigungsorientiertes Handeln unmittelbar zu fördern. [...] Wir werden uns wohl an eine Koexistenz von traditionellen, geschichtlich gewachsenen Orten und technisch erzeugten Nicht-Orten gewöhnen müssen, um uns der Werkzeuge der Kommunikation so zu bedienen, dass die humanen Gehalte des Kommunizierens weiterhin kultiviert werden [...] (Lesch S. 12)

² Dieser mündliche Ausspruch des Ethnologen aus Mali wurde häufig zitiert, hier etwa <http://www.old.uni-bayreuth.de/presse/spektrum/01-2007/afrikaforschung.pdf>, Zugriff 20. 7. 2008, 23.00 Uhr

Klaus Taschwer etwa versucht, die räumliche Metapher, „diese bildliche Rede über die Orte des Wissens ihrer Metaphorik zu entkleiden“ und tatsächlich „reale Orte für die Vermittlung von Wissenschaft“ zu finden (Taschwer S. 8). Diese Realisierung erfordert eine Popularisierung des Wissens, eine Öffnung und Verbreitung in weitere Bevölkerungsschichten, wie sie etwa im 19. Jahrhundert begonnen hat, und zwar nicht als Gnadenakt und Wunsch nach Volksbildung, wie Schwarz bemerkt:

Vielmehr kann Popularisierung als eine Form der Wissens- und Wissenschaftsvermittlung durchaus unterschiedliche gesellschaftspolitische Ziele verfolgen. Eines davon ist das Streben nach Modernisierung und Demokratisierung, das Wissen über den Kreis einer Elite hinaus weiteren Bevölkerungsschichten zugänglich machen, die soziale Zusammensetzung der an der Wissensproduktion beteiligten Gruppen erweitern und das Wissen als Mittel der sozioökonomischen und der intellektuellen Befreiung verwendet wissen. Daneben kann Wissen und noch stärker die Art seiner Vermittlung die Funktion eines Kontrollinstrumentes übernehmen, dann etwa, wenn sich die Auswahl der Informationen und ihre Interpretation an spezifischen politischen oder gesellschaftlichen Interessen orientiert. (Schwarz, S. 224)

Ist in diesem Licht betrachtet die Manifestation der Metapher „Ort des Wissens“ nicht nur im Sinne jener, die Wissen als Macht verstehen (vgl. Foucault) und für sich zu nutzen wissen, sondern auch jene Bevölkerungsschichten, die sich dadurch befreit fühlen? Burke weist etwa auf „Zentralisierung des Wissens“ in bestimmten Städten hin (Burke S. 73). Das bestätigt Taschwer: „[es scheint] alles andere als zufällig, wo die wichtigsten Wissensorte der Stadt – also die Universität und ihre Institute, die Museen und wichtige Schulen – angesiedelt waren/sind [...]“, nämlich am Ring, in zentraler Lage. Dies weise, so Taschwer „darauf hin[...], dass die Verteilung der urbanen Orte des Wissens soziokulturelle und demographische Machtverhältnisse zu repräsentieren imstande ist“ (Taschwer, S. 12).

Immerhin war das solchermaßen popularisierte Wissen, das sich vorwiegend auf naturwissenschaftliche Kenntnisse bezog, gleichermaßen bildend wie im Alltag hilfreich:

Die im 19. Jahrhundert formulierten Funktionen von Popularisierung, die sowohl den materiellen als auch den ideellen Bereich berührten, waren überaus vielfältig und reichten von vergleichsweise abstrakten Zielen wie der Anhebung des intellektuellen Niveaus in der Bevölkerung eines Landes bis zur Befriedigung individueller Bedürfnisse, etwa dem Wunsch, für den Bau eines Aquariums oder eines technischen Geräts konkrete Anweisungen zu erhalten. (Schwarz, S. 227)

So sind es auch die Volkshochschulen, die nach Taschwer Bevölkerungskreise ansprechen konnten, die „bisher aus sozialen beziehungsweise „räumlichen“ Gründen von der wissenschaftlichen Bildungsarbeit ausgeschlossen waren“ (S. 9). Demnach übernahm etwa in Wien von 1900 bis 1938 die Volksbildungsbewegung die Aufgabe der Wissenspopularisierung, unter anderem durch den Ausbau von „räumlichen Einrichtungen“ und deren Ausbreitung an die Peripherie, um neue Bevölkerungsschichten zu erschließen. Auf die „Bedeutung der Standorte in der Geschichte des Wissens“ hat auch Burke hingewiesen (S. 69). Auch Bibliotheken spielen eine Rolle, allerdings eine passive, da sie „kontinuierlicheres Arbeiten“ ermöglichen und als Ort nicht an der aktiven Vermittlung des Wissens beteiligt sind.

Für Schmidtke ist die Bezeichnung „Ort des Wissens“ die Voraussetzung für eine Möglichkeit, der Gesellschaft zu nützen. Er sieht Orte des Wissens als „Bestandvoraussetzung für moderne Demokratien und eine funktionierende Zivilgesellschaft“, die eine wichtige Funktion gegen die Monopolisierung und Kommerzialisierung des Wissens durch „wenige mächtige Anbieter“ leisten (Schmidtke S. 58)³. Seine zentrale Hypothese lautet daher: „Bibliotheken [und Archive] sind als Schlüsselinstitutionen der Informationsvermittlung für jeden ernstzunehmenden Versuch unverzichtbar [...], Citoyens und ihrer konstitutiven Rolle, an der kollektiven Gestaltung des Gemeinwesens mitzuwirken, stärkeres Gewicht zu verleihen“ (ebd. S. 57). Er sieht einen eindeutigen gesellschaftlichen Auftrag an die Bibliotheken, den „Orten des Lernens und des Austausches“ (ebd. S. 58), und zwar, sich mit anderen – auch „branchenfremden“ Institutionen zu vernetzen und nimmt die öffentliche Hand in die Pflicht: „Bibliotheken sind von staatlicher Seite zu fördern und systematisch auf die Herausforderungen der Informationsgesellschaft⁴ vorzubereiten, um diese als mittelbare Agenturen erneuerter Bürgerbeteiligung und demokratischer Wissensbildungsprozesse einzusetzen“ (ebd.). Hier wird zu diskutieren sein, inwiefern der Staat diese Prämisse erfüllen kann und soll.

Welchen Stellenwert die Bibliothek als Ort des Wissens in einer Gesellschaft hat, hängt von der Gesellschaft ab. In einer oralen Kultur etwa, wie sie in den meisten Teilen Afrikas

³ Schmidtke, Oliver: Orte des Wissens als Foren der Zivilgesellschaft. In: Merkwürdige Welten S. 57-59.

⁴ Zum Begriff „Informationsgesellschaft“ siehe Kap. 5.4.1

noch besteht, ist der Mensch selbst dieser Ort des Wissens, wie der Ethnologe Hampaté Ba im Eingangszitat feststellt.

4 Der Wissensbegriff

4.1 Vorbemerkung

War man im Zeitalter der Aufklärung der Ansicht, Wissen sei endlich, da wir irgendwann alles wüssten, können wir diese These heute täglich widerlegen (vgl. Engel u.a. S. 9). Die Entwicklung, Veränderung und auch ständige Erweiterung aller Arten von Wissen⁵ ist eine der Grundbedingungen moderner Gesellschaften (vgl. etwa Maar u.a., Schwarz). Zählte im letzten Jahrhundert noch vor allem der Besitz von Produktionsmitteln, so rückt heute mehr und mehr der Besitz von Informationen und ihre Nutzung in den Vordergrund des Marktgeschehens (vgl. Engel u.a. S. 9). Wissen wird in der Expertendiskussion zu einem Modernisierungsargument oder auch zu einem Argument der Überwindung klassischer Modernisierungsideen und -realitäten. Zugleich wird die Wissensentwicklung mit dem Eindruck verbunden, dass die Bereiche, über die man immer mehr zu wissen scheint, mehr werden. Wissen ist nicht losgelöst von den soziokulturellen, bildungsrelevanten, qualifikatorischen und institutionellen Bedingungen und Orten seines Entstehens, seines Erhaltes, seines Vergessens und seiner Weitergabe zu beschreiben. Die zunehmende Zukunftsorientierung unserer Gesellschaft rückt das Wissensproblem in den Vordergrund. Und schließlich: „Manche Leute freuen sich ja über Ihr (sic!) Wissen ganz unabhängig davon, ob es ihnen wirtschaftliche Erträge bringt.“ (Eichenberger S. 77).⁶

Wie ist das Gefüge von Wissen, das Menschen über sich und ihre Umwelt erzeugen, aufgebaut? Wie und unter welchen Umständen wird Wissen generiert, vermittelt und klassifiziert? Welche Rolle spielen Bibliotheken bei der Bewahrung, Schöpfung und Weitergabe von Wissen? Welche Arten von Wissen lassen sich Büchern entnehmen, welche müssen auf anderem Wege erworben werden? Diesen und anderen Fragen versucht das folgende Kapitel auf den Grund zu gehen.

⁵ Zu den unterschiedlichen Formen des Wissens vgl. Kap. 1.5.

⁶ Reiner Eichenberger: Wissen und Information in ökonomischer Perspektive. In: Engel u.a., S. 75-92.

4.2 Eine interdisziplinäre Herausforderung

Die Kategorien von Wissen sind ebenso vielfältig wie die unterschiedlichen Disziplinen, die sich damit auseinandersetzen:

Die Forschungskompetenz jeder einzelnen Disziplin ist bald überschritten, wenn Wissen [...] als „totales soziales Phänomen“ verstanden wird. Nur im Zusammenfinden und -wirken der Fächer, nur im Austausch von fachspezifischen Ansätzen anhand fachübergreifender Fragen ist ein solcher Gegenstand überhaupt in den Blick zu nehmen. (Fried/Süßmann S. 8)

Entsprechend beruft sich auch etwa der Historiker Oexle auf einen Wissensbegriff aus der Wissenssoziologie, der ‚Wissen‘ auf eine Art ‚Wirklichkeit‘⁷ bezieht.

Das gilt für alle Arten von ‚Wissen‘: Für das Alltags- und Jedermannswissen ebenso wie für Sonderwissen aller Art und für Expertenwissen; für das Wissen von Individuen und von Gruppen und ganzer Gesellschaften; für wahres und falsches Wissen; für Glaubenswissen und wissenschaftliches Wissen. Diese Definition schließt übrigens auch die ‚emotionelle‘ Seite von Wissen, die mit dem Wissen oft verbundene ‚Affektivität‘ nicht aus. (Oexle S. 31)⁷

4.2.1 Eine „merkwürdige Wesenheit“⁸, die niemand besitzt

Will man einen Begriff entwickeln und sucht nach einer Definition, versucht man zunächst, die Materie dessen, das man zu beschreiben sucht, zu bestimmen. Doch stößt man bei Wissen recht rasch an seine Grenzen, ist es doch eine stets zu- und abnehmende Größe, die keinen fixen Ort kennt, von Mensch zu Mensch verschieden ist und sich auch intrapersonell innerhalb kürzester Zeitintervalle laufend ändert:

Wissen – und Informationen – sind höchst merkwürdige „Wesenheiten“ mit ganz anderen Eigenschaften als zum Beispiel Güter, Waren, Geheimnissen und Tauschmedien wie Geld. Werden Wissen und Informationen verkauft, so gehen sie zwar an den Käufer über und bleiben doch immer noch Eigentum ihres ursprünglichen Produzenten. Man verliert also in einem Tauschprozess nicht die Verfügungsgewalt über das Wissen. [...] Wissen ist prinzipiell für alle da und verliert, auch wenn es bekannt wird, nicht an Einfluss. Im Gegenteil, in vielen Fällen kann es dann seine Wirksamkeit entfalten, wenn es öffentlich wird. Da Wissen anscheinend in unbegrenzten Mengen verfügbar ist, ohne dadurch an Bedeutung zu verlieren, lässt es sich nur sehr begrenzt mit privaten Eigentumsansprüchen verbinden. (Stehr S. 20)⁹

⁷ Otto G. Oexle: *Was kann die Geschichtswissenschaft vom Wissen wissen?* In: Landwehr (Hg), S. 31-60

⁸ Stehr S. 20

⁹ Nico Stehr: *Wissen*. In: Engel u.a., S. 17-33.

Ebenso aus der Wissenssoziologie stammt die Definition der Materie Wissen: „Wissen ist ein spezieller ‚Stoff‘: Wissen ist ebenso sehr Struktur wie auch Prozess, Wissen bildet die kognitive Grundlage der Technik und Technisierung und Wissen vermittelt zwischen Individuum und Gesellschaft.“ (Degele S. 15). Wissen, so Trotha, „[...] ist der Rohstoff, der sich durch sich selbst erneuert.“ (Trotha S. 383). Das Wachstum des Wissens sei daher unendlich.

4.3 Der bedeutendste Gedanke

In Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften“ besucht General Stumm „unsere weltberühmte Hofbibliothek“¹⁰ in Wien, also die heutige Österreichische Nationalbibliothek, um „den bedeutendsten Gedanken“ zu finden. Es entspinnt sich ein Dialog mit dem Bibliothekar. Bereits in diesem kurzen Abschnitt wird erkennbar, wie vielschichtig der Wissensbegriff schon im 19. Jahrhundert erscheint.

Der General kann sich nicht gleich verständlich machen, als er sich nach dem richtigen Buch erkundigt, weiß er doch nicht konkret, wonach er sucht. Also versucht er es mit der Aufzählung unterschiedlicher Definitionen und fragt nach einer „Zusammenstellung aller großen Menschheitsgedanken“, oder einem „Buch über die Verwirklichung des Wichtigsten“. Der Bibliothekar tippt auf „eine theologische Ethik“, aber der General will mehr, es soll auch etwas über „die alte österreichische Kultur und Grillparzer“ drinnen sein und „Eisenbahnfahrpläne“, mit denen man „zwischen den Gedanken jede beliebige Verbindung und jeden Anschluss“ herstellen können muss. Damit spannt Musil den Bogen von (religions-) philosophischem über kulturhistorisches bis hin zu Alltags- bzw. praktischem Wissen.

Der Bibliothekar muss passen und führt ihn in den Katalograum, das „Allerheiligste“, wo der General Stapel von Katalogen und Bibliographien erblickt, „der ganze Succus des Wissens“. Der Besucher ist beeindruckt, fühlt sich überfordert und wie im Inneren eines Schädels. Überwältigt von der Menge an Werken, derer er ansichtig wurde, hat er auch

¹⁰ Alle Zitate des Kap. 1.1. siehe Robert Musil, Der Mann Ohne Eigenschaften, S. 460-465.

gleich eine passende Metapher parat und fragt den Bibliothekar, wie er sich „in diesem Tollhaus von Büchern selbst zurechtfinde“. Darauf jener: „Sie wollen wissen, wieso ich jedes Buch kenne? Das kann ich Ihnen nun allerdings sagen: Weil ich keines lese!“

Der Bibliothekar dient dem Wissen am besten, in dem er wenig weiß, wie es auch Buddecke formulierte – ist er also der Handwerker, dem das Wissen seiner Bücher, der Inhalt und seine Zusammenhänge, versagt bleiben? „Wer sich auf den Inhalt einläßt, ist als Bibliothekar verloren! [...] Er wird niemals einen Überblick gewinnen!“, lässt Musil ihn sagen, also den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen.

So präsentiert uns Musil die Bibliothek tatsächlich als Ort des Wissens – der General ist überwältigt und fühlt sich von der Institution Bibliothek herausgefordert – er will ihr eine Aufgabe stellen, sie prüfen und fragt „listig“, ob es „zum Beispiel eine Zusammenstellung aller großen Menschheitsgedanken, ob es das gibt“ – er hat plötzlich einen Feind in der Bibliothek und will diese Schlacht gegen sie gewinnen, indem er die Latte so hoch legt, wie es ihm nur möglich ist.

Oder ist es nicht die Institution, sondern ihr Vertreter, der Bibliothekar, den er herausfordern will? Aber dieser – repräsentiert er nicht nur die Institution, ist die Gliedmaße dieses Gehirns, das noch am ehesten Greifbare? Aber wie will er sich in der Bibliothek zurechtfinden, ohne zu wissen, was er sucht? Da ist wieder das grundlegende Problem – So viel Wissen und kein Zugang dazu. Wie soll der Schatz dann gehoben werden? Der Katalog – die Schatzkarte.

4.4 Was wollen wir wissen?

Die Frage, die sich uns stellt, ist allerdings, welches Wissen wir in Büchern zu finden hoffen. Ist es das, was uns ermöglicht, unser tägliches, immer komplizierter werdendes Leben zu meistern? Kann die Bibliothek mit ihren Büchermassen uns Lösungen für unsere mannigfaltigen Probleme anbieten? Schafft die Bibliothek mit ihrer wissenschaftlichen Arbeit neues, anwendbares Wissen?

Fassen wir den Wissensbegriff so weit, dass nicht nur jene Wissen erwerben und ihr Wissen erweitern können, die über ein hohes Maß an Bildung verfügen und Wissen als „Luxus“ konsumieren können, wem hat die Bibliothek dann noch was zu bieten? Fassen wir den Wissensbegriff aber enger, kann die These formuliert werden, dass die Bibliothek ein maßgeblicher Akteur bei der Vergrößerung der wachsenden Wissenskluft ist.¹¹

4.5 Exkurs: Die Hypothese der wachsenden Wissenskluft

Die Hypothese der „wachsenden Wissenskluft“ (original: „increasing knowledge gap“) beschreibt die strukturelle Ungleichverteilung von Wissen, das durch die Massenmedien transportiert wird. Sie besagt, dass die Wissenskluft zwischen Menschen mit höherem und niedrigerem sozioökonomischen Status schneller wächst, wenn der Informationsfluss der Massenmedien in der Gesellschaft (oder einem anderen Sozialsystem) zunimmt. Der Input der Massenmedien in ein Sozialsystem lässt also das Wissen bildungsaffiner Bevölkerungssegmente schneller steigen, als das bildungsferner Schichtsegmente. Demnach haben ohnehin formal gebildete Menschen eine bessere Chance ihr Wissen zu vermehren, als weniger gebildete Menschen.

4.6 Der Beginn des Wissens

In der Philosophie beginnt die Geschichte des Wissens bei Plato, der allerdings mit seiner Definition von Wissen als „wahre Meinung mit Erklärung“ bis heute Rätsel aufgibt.¹² Aus neurobiologischer Sicht muss der „Anfang des Wissens“ allerdings zu einem anderen Zeitpunkt in der Menschheitsgeschichte angesetzt werden – müsste er nicht sogar in der vorsprachlichen Entwicklung des Menschen liegen? Ist nicht auch die Sprache aus der Entwicklung von Urlauten entstanden, die aufgrund von Wissen zu Silben, Worten, Sätzen entwickelt wurden? Für Gadamer jedenfalls „bleibt Aristoteles und die an ihn

¹¹ vgl. etwa Bonfadelli. Da die Hypothese auf Massenmedien beschränkt und für den Bereich Buch und Bibliothek nicht erforscht ist, wird hier nicht näher darauf eingegangen. Die These, dass diese Hypothese auch auf den Bereich der Bibliothek angewendet werden kann, ist es allerdings wert, untersucht zu werden.

¹² vgl. etwa Gadamer, Der Anfang des Wissens. Gadamer bezieht den „Anfang des Wissens“ auf die Geschichte der Philosophie, beginnend bei der Vorsokratik, i.e. die Platonischen Dialoge, Aristoteles, Thales von Milet.

anschließende schulbildende und geschichtsbildende Kraft seines Denkens nicht nur die Quelle unseres Wissens, sondern bedeutet auch die Bevormundung unseres Verstehens.“ (Gadamer, S. 164 f.). Platon lehrt, Wissen besteht aus wahren und begründbaren Meinungen. Doch diese Definition wirft Fragen auf, die bis heute nicht beantwortet sind. „Von Anfang an [...] ist in der philosophischen Bestimmung des Wissens ein unendlicher Regress angelegt. Bereits bei seiner Entdeckung beginnt das Wissen, sich wieder zu entziehen. Der Versuch, es systematisch dingfest zu machen, mündet in die Feststellung, dass wir nicht wissen (können?) was Wissen ist.“ (Fried/Süßmann, S. 9). Ist also jeder Versuch, den Wissensbegriff zu klären, vergebene Liebesmüh? Optimismus ist angebracht, machen doch Fried und Süßmann diese Feststellung im Vorwort, um dann auf 180 folgenden Seiten unterschiedliche Autoren das Thema bearbeiten zu lassen.

Welche Macht mit Wissen verbunden ist, war jenen, die darüber verfügten, klar, daher lag es zunächst auch nicht in ihrem Interesse, dieses Wissen für alle zugänglich zu machen. Burke (S. 62) spricht von einer „Tradition von Geheimwissen“. Während der Aufklärung wurden Ideen in Salons und Kaffeehäusern verbreitet. Im 12. Jahrhundert lösten Bibliotheken Universitäten als Stätten der Gelehrsamkeit ab, galten aber nicht als Motor der Wissensgesellschaft: „Universitäten waren [im frühneuzeitlichen Europa] nicht [die] Stätten, aus denen heraus sich neue Ideen entwickelten.“ (Burke S. 63). So entsteht die moderne Wissensgesellschaft im Europa der frühen Neuzeit.

Während der Aufklärung sind Kaffeehäuser und Salons wichtig für die Verbreitung von Ideen. Es bilden sich unterschiedlich aufgebaute Lesergemeinschaften für ein selektives Publikum, zu denen Frauen keinen Zutritt haben und zunächst auch nur Männer aus Adel und Bürgertum, weil nur sie des Lesens mächtig waren. In den Lesergemeinschaften zirkulierten hauptsächlich Zeitschriften und zunächst weniger Bücher. Ihr Vorteil war vor allem, dass ihre Mitglieder sich die Literatur nicht selbst anschaffen mussten.

Schließlich war die Verbreitung und Popularisierung des Wissens – dabei ging es hauptsächlich um naturwissenschaftliche Kenntnisse, beginnend im 19. Jahrhundert, nicht mehr aufzuhalten.

An der Wende ins 20. Jahrhundert blickten die Zeitgenossen auf die vergangenen rund hundert Jahre zurück und sprachen von einem einzigartigen Triumphzug des Wissens. Sowohl das Wissen selbst, also die Menge an Wissen, wie seine Vermittlung, also Arten der Verbreitung von Kenntnissen in der Bevölkerung, hatten sich wie nie zuvor potenziert. Wissen erhielt eine zentrale Funktion zugewiesen, die weit über die individuelle Bewältigung des Alltags oder die Absicherung von Herrschaft hinausging. (Schwarz S. 222)

Die Schaffung neuen Wissens wurde immer häufiger im Verbund mit seiner Vermittlung gesehen. „Es reichte nicht mehr aus, Wissen anzuhäufen, in Büchern oder Museen zu bewahren, in kleinen Kreisen von Experten oder Einflussreichen zu diskutieren und nur ihnen vorzubehalten.“ (ebd.)

Gründe für das Zugänglichmachen des Wissens gab es mehrere: „Die [...] Funktionen von Popularisierung [...] waren überaus vielfältig und reichten von vergleichsweise abstrakten Zielen wie der Anhebung des intellektuellen Niveaus in der Bevölkerung eines Landes bis zur Befriedigung individueller Bedürfnisse, etwa dem Wunsch, für den Bau eines Aquariums oder eines technischen Geräts konkrete Anweisungen zu erhalten.“ (ebd. S. 227)

Dabei stand bei der Popularisierung des Wissens nicht allein die Volksbildung als Selbstzweck im Vordergrund – Wissen wurde – wie eingangs erwähnt – zum Motor gesellschaftspolitischer Veränderungen:

[Ein Ziel] davon ist das Streben nach Modernisierung und Demokratisierung, das Wissen über den Kreis einer Elite hinaus weiteren Bevölkerungsschichten zugänglich machen, die soziale Zusammensetzung der an der Wissensproduktion beteiligten Gruppen erweitern und das Wissen als Mittel der sozioökonomischen und der intellektuellen Befreiung verwendet wissen. Daneben kann Wissen und noch stärker die Art seiner Vermittlung die Funktion eines Kontrollinstrumentes übernehmen, dann etwa, wenn sich die Auswahl der Informationen und ihre Interpretation an spezifischen politischen oder gesellschaftlichen Interessen orientiert. (Schwarz S. 224)

4.7 Eine dynamische Größe

Aktuelle Schätzungen gehen davon aus, dass sich das Wissen der Welt etwa alle fünf bis zwölf Jahre verdoppelt, wobei sich diese Rate noch beschleunigt.¹³ Eine wichtige Rolle spielt dabei die Verbreitungsgeschwindigkeit von Informationen über das Internet und die (elektronischen) Massenmedien.¹⁴

Die Information aber, die ankommt, verteilt sich auf immer kleinere Interessentengruppen. Die Menschen wissen mehr denn je, aber über immer speziellere Gegenstände, der eine über Anabolika, der andere über Anabolie. Es schrumpft der gemeinsame Vorrat an Wissen. Es wird nie wieder so etwas wie einen Kanon des Wissens geben, das alle haben oder von dem sie wenigstens denken, dass sie es eigentlich haben sollten. [...]Im Zeitalter der Massenkommunikation zerfällt die Gesellschaft in immer kleinere Nischen und Konventikel von Gleichgesinnten und Gleichinformierten. (Zimmer S. 39).

Entsprechend groß auch hier wieder die gesellschaftliche Verantwortung - für Schmidtke muss Information aufbereitet und vermittelt werden, damit sie sinnvoll genutzt werden kann. Der kompetente Umgang mit Informationen muss erst erlernt werden (vgl. Schmidtke S. 58).

Bezeichnender Weise werden in diesem Zusammenhang Bibliotheken nicht genannt, deren Benützung nach wie vor einen Ortswechsel des Benützers, das Lösen eines Ausweises, in vielen Fällen die Entrichtung einer Gebühr, die Beschäftigung mit dem Bibliothekskatalog, sowie das Finden und Lesen eines Druckwerkes verlangt. Diese anachronistische Herausforderung katapultiert die Bibliothek aus ihrer Rolle als relevanter Ort für die Verbreitung von Wissen.

Wissen ist das Ergebnis einer Krise, die Antwort auf Probleme, die Lösung einer Frage. Doch wie war die ursprüngliche Frage? Lässt sich von der Antwort darauf schließen?

¹³ vgl. u.a. Doris Schneider: The Teaching Library. Abstract eines Vortrags gehalten am Deutschen Bibliothekartag 2002 in Augsburg. Zugriff am 22. 5. 2008, 16:29.
http://www.fh-bibliotheken-bayern.de/allgemeines/bauten_berichte/abstracts.shtml

¹⁴ Auf diese Entwicklung reagieren auch traditionelle Enzyklopädien – der Verlag des Brockhaus war 2008 nahe daran, die aktuelle Ausgabe lediglich über das Internet zugänglich zu machen. Die – von jedermann ergänzbare – Internet-Enzyklopädie Wikipedia www.wikipedia.org verzeichnet sowohl an registrierten Benutzern als auch an Artikeln seit ihrem Start im Juni 2002 ständigen Zuwachs.

Die Definition des Wissensbegriffs ist so vielfältig wie die einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen. Der Neurobiologe definiert Wissen naturgemäß und seinen Zwecken entsprechend anders als der Philosoph, dieser wieder als der Ethnologe. Doch für eine Arbeit, die sich mit diesem Thema beschäftigt, ist es gerade besonders wichtig, möglichst viele Facetten des Wissensbegriffs zu erfassen, enthält doch auch eine Bibliothek im Idealfall Quellen zu den unterschiedlichsten Bereichen von Wissen. Schließlich definiert sich der Begriff des Wissens auch an jenem des Nichtwissens – die beiden Termini begrenzen und definieren einander. Trotzdem wird dem Nichtwissen in der Literatur – da es noch weniger fassbar scheint als das Wissen, ja es scheint mehr zu werden, je mehr auch das Wissen wächst – vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Der gesellschaftliche Wandel hat auch den Begriff des Wissens in Frage gestellt – wie das Wissen selbst sich wandelt – das kollektive, jenes des Einzelnen – täglich und in jeder Minute:

Es [besteht] aus einem unablässigen gesellschaftlichen und mentalen Umwälzungsprozess. Dynamisch ist schon der Prozess der Wissenserzeugung, es sind die Krisen und Probleme, die zur Generierung neuen Wissens führen. Dynamisch sind die Inhalte, die eine Gesellschaft als Kulturwissen organisiert. [...] Unbrauchbar gewordene Inhalte werden abgestoßen, neue eingefügt, sie gewinnen andere Funktionen und wechseln ihre Qualität. (Fried/Süßmann S. 10)

Wissen – individuelles wie kollektives – ist eine unmessbare Größe, die auf einer Seite laufend abnimmt, teilweise durch Vergessen, auf der anderen unaufhaltsam wächst – das betrifft auch die Qualität des Wissens. Das verlangt von uns, uns ständig neu mit der Frage auseinander zu setzen, was wir als Wissen gelten lassen, was wir nicht mehr dazu zählen und ob der Mensch tatsächlich das einzige Wesen ist, das Wissen für sich in Anspruch nehmen kann.¹⁵

¹⁵ 1999 wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt/Main das interdisziplinäre Forschungskolleg „Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel“ eingerichtet. Es hat das Wissen allgemein zum Forschungsgegenstand und erforscht in vergleichenden historischen Studien den gesellschaftlichen Wandel unter Bezug auf die jeweilige Wissenskultur. Die MitarbeiterInnen kommen u.a. aus den Fächern Philosophie, Archäologie und Ethnologie, Soziologie, Ökonomie und Rechtswissenschaft. Ziel ist, die Formen des Wissens und seine mediale Vermittlung, seine gesellschaftlichen Träger, die Institutionen, in denen es sich manifestiert und seine Wechselbeziehung zur Gesellschaft in ihrem ständigen Wandel zu untersuchen.

Denn Wissen ist ein soziales Phänomen. Zwar gibt es in dem Wissen eines jeden Menschen Dinge, die nur er weiß. Zwar kann nur das Individuum, der einzelne Mensch, im eigentlichen Sinne des Wortes wissen. Aber diese Fähigkeit ist fest verwoben mit seiner Eigenschaft als soziales Lebewesen.“ (Rauchhaupt S. 151)

Grob kann zwischen dem Wissen des Einzelnen und dem kollektiven Wissen einer Gesellschaft unterschieden werden, die sich natürlich wechselseitig bedingen und überschneiden. Der Bibliothekar Buddecke formuliert: „Im Lauf der Entwicklung aber differenziert sich das Wissen aufs reichste, wird wesentlich extensiv und gehört Vielen an. Die Erfahrung bildet seine Grundlage, die rastlos vordringende Einzelforschung seine Methode.“ (Buddecke S. 1f.)

Was für den einen lebensnotwendig sein kann, kann für den anderen überflüssiges Wissen sein – etwa wie man eine Antilope jagt. Die Qualität von Wissen ist also auch abhängig von Kultur und Geschichte einer Gesellschaft. Diese „ungeheure Dynamik des Wissens“, dieses „ständige Wechselspiel von kognitiven und gesellschaftlichen Vorgängen, die Verschränkung einer notwendig feststellenden und einer dynamisierenden Perspektive [...] (Fried/Süßmann, S. 11) zwingt uns, laufend neue Kriterien zur Definition des Wissensbegriffs zu entwickeln und stets von neuem zu entscheiden, was wie wo gespeichert werden soll.

Wissen ist das, was die Entwicklung der Zivilisation ausmacht und bestimmt. Van Doren¹⁶ formuliert: „Der Mensch ist eigentlich ein nackter Affe, der in unwirtlichem Wetter friert, Durst und Hunger leidet und Qualen von Angst und Einsamkeit aussteht. Aber der Mensch verfügt über Wissen. Damit hat er die Erde erobert.“ (Van Doren, S. 11). Das „Mängelwesen Mensch“¹⁷ ernährt und kleidet sich in Wissen, überlebt durch Wissen, führt Kriege, erobert Kontinente, beutet Länder und andere Menschen aus – all das auf der Grundlage von Wissen.

¹⁶ Den Autor Charles Van Doren verbindet mit Wissen auch eine persönliche Geschichte als Protagonist im „Quiz Show Scandal“ der USA: 1956 bewarb sich der 30-Jährige, Sohn eines Pulitzer-Preisträgers und bereits Assistenzprofessor an der Columbia University, als Kandidat für die US-Fernseh-Quizshow „*Twenty-One*“. Deren Produzenten beschlossen, die Ergebnisse der Show zu manipulieren und Van Doren zum Star aufzubauen, um die Quoten zu heben. Von Jänner 1957 bis zum 11. März des Jahres schlug er seine Gegner aus dem Feld. In der Zwischenzeit erlangte Van Doren nationale Berühmtheit; als „klügster Mann der Welt“ schaffte er es auf das Cover des Time Magazine. Bald nach Beginn seiner Gewinnserie gab es erste Gerüchte, Van Doren habe die Antworten von den Produzenten der Show zugesteckt bekommen. Erst im November gestand er die Manipulationen. (PBS 2008)

¹⁷ Der Begriff wurde von Arnold Gehlen geprägt

Doch wie sind wir uns der Tatsache überhaupt bewusst, dass wir Wissen erzeugen, erweitern und anwenden können? Den Unterschied zwischen „wissenden“ und „nicht-wissenden“ Wesen macht die Möglichkeit zu irren. Sie erlaubt dem Menschen erst, die Frage nach Wissen überhaupt zu stellen:

[...] die Möglichkeit des Irrtums macht die Möglichkeit von Wissen zu einer Frage, deren Beantwortung wenigstens nicht offensichtlich ist. Wären wir Wesen, die sich prinzipiell nicht irren können, würde die Frage, wie wir Wissen haben können, gar nicht aufkommen. [...] Für ein Wesen, für das es keinen Spielraum für *falsche* (Hervorhebg. Kern) Urteile gibt, ist die Frage, wie es Wissen haben kann, immer schon beantwortet. (Kern 2006, S. 9f.)

Kern sieht in der menschlichen Unvollkommenheit, die, wie bereits Descartes festgestellt hat, sich aus unseren „Irrtümern“ ergibt, die Begründung für Erkenntnistheorie: „Wegen dieser Unvollkommenheit ist für uns die Frage nach der Möglichkeit von Wissen eine *sinnvolle* Frage. Für unfehlbare Wesen hingegen ist Erkenntnistheorie sinnlos, weil sie die Frage danach, wie Wissen für sie möglich ist, gar nicht sinnvoll aufwerfen können.“ (Kern S. 10).

Die Art, wie sich das Wissen unserer postmodernen Informationsgesellschaft entwickelt, wird bestimmen, wie sich die gesamte Gesellschaft entwickelt. „Die Zukunft des Wissens wird eine andere sein müssen, als sie es ohne die Informationsrevolution gewesen wäre.“ (Rauchhaupt S. 193). Wissen ist also nicht nur der Motor unserer Entwicklung, sondern auch der Wegweiser in die Zukunft und gleichzeitig deren Spiegel, denn die Entwicklung des Wissens wird uns ein Bild der Gesellschaft vermitteln.¹⁸

¹⁸ Beschränkt auf Österreich bedeutet das, wenn die Österreichische Nationalbibliothek eine Pflichtsammlung jeglicher in diesem Lande erschienener Druckwerke darstellt, vermittelt auch sie uns ein Bild der österreichischen Gesellschaft, ihrer Werte und Visionen. Wenn wir Wissen so begreifen, ist auch die Bibliothek jener Ort, an dem sich die Zukunft einer – literaten – Kultur entscheidet. Offen bleibt die Frage, wem sich dieses Wissen erschließt und wer damit aktiv an der Zukunft seiner Kultur teilhaben kann.

4.8 Wissen ≠ Wissen

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass wir es bei Wissen mit einer höchst schwer zu fassenden Größe zu tun haben. In der Literatur besteht allerdings Einigkeit darüber, dass es verschiedene Arten von Wissen gibt, die sich laufend – analog zur Veränderung der Gesellschaft – neu definieren und man nicht vom „Wissen an sich“ sprechen kann:

[Die] scheinbar so unerschütterliche platonische Wissensdefinition muss sich an den Verhältnissen und Maßstäben des digitalen Zeitalters messen lassen, da Wissen nicht mehr allein als sozial ausgehandelt und kontrolliert, auf Konsens beruhend erscheint, sondern immer häufiger als individuell und situativ bestimmt – und damit als überaus abhängig von subjektiven, auch interessegeleiteten Zuschreibungsprozessen. Als Wissen scheint zunehmend zu gelten, was als solches ausgewiesen wird, was solches zu sein beansprucht.“ (Fried/Kailer S. 7)

4.8.1 Der Radikale Konstruktivismus

Der radikale Konstruktivismus schließt per definitionem die Möglichkeit einer Bibliothek als Ort des Wissens aus: Er „[...] beruht auf der Annahme, dass alles Wissen, wie immer man es auch definieren mag, nur in den Köpfen von Menschen existiert und dass das denkende Subjekt sein Wissen nur auf der Grundlage eigener Erfahrung konstruieren kann.“ (Glaserfeld 1997, S. 22) Was in Büchern steht, wird demnach erst zu Wissen, wenn es jemand liest und damit in Kontakt tritt, es sich zu eigen macht.

Als Fortführung eines Gedankens von Piaget entwirft Glaserfelds Radikaler Konstruktivismus eine Hierarchie des Wissens.

Wenn er *weniger zufriedenstellendes* oder *weniger angemessenes* Wissen *höherem* Wissen gegenüberstellt, dann behauptet er [Piaget, Anm.] in der Tat, dass die Bedeutung oder der Wert dieses Wissens in seiner Funktion liegt, und wenn er meint, dass die Angemessenheit des Wissens durch Logiker oder Naturwissenschaftler bewertet werden muss, dann erklärt er schlicht, dass es auf seine logische Konsistenz (seine Widerspruchsfreiheit) und auf seine empirische Bewährung hin (durch Experimente) überprüft werden muss.“ (Glaserfeld 1997, S. 42).

Wissen wird von Glaserfeld nicht als Ergebnis begriffen, „sondern auch als Tätigkeit“ (1997, S. 43), da wir es konstruieren – und zwar selbst, aus der „Welt unserer Erfahrungen“ (ebd.). Es geht um körperliche oder geistige Aktivität und um Erfahrungswirklichkeit, also nicht um die Realität an sich, sondern darum, wie sie

wahrgenommen wird, also wie sie die Realität des Individuums ist. Piaget, erklärt Glasersfeld, erklärt, das „Wissen [...] aus der physischen oder mentalen Aktivität eines Individuums entsteht und dass es zielgerichtete Aktivität ist, die dem Wissen seine besondere Organisation verleiht.“ (ebd. S. 103)

4.8.2 Mehr als der Inhalt von Büchern

Rauchhaupt etwa konstatiert neben „Leistungswissen, [das] stets Sache von Spezialisten“ sei, wie etwa Wissen über neue Energiequellen, über umweltschonende Landwirtschaft, über die Bekämpfung von Hunger und derzeit tödlichen Krankheiten, und damit selbstverständlich die Zukunft der Menschen bestimme, auch „Wissen, das uns alle angeht, weil es jeder braucht, um in der zunehmenden Komplexität der informationstechnisch immer weiter aufrüstenden Wissensgesellschaft orientiert zu bleiben. Es geht um das, was heute oft unter „Bildung“ verstanden wird, was wir aber [...] „Orientierungswissen“ genannt haben.“ [Rauchhaupt S. 193 f]. Diese Art von Wissen, respektive Bildung, befähigt uns also, uns in der Welt zurechtzufinden.

Watzlawick et al. (1990 S. 242 ff.) unterscheiden zwischen Wissen erster (Wissen *von* Dingen) und zweiter Ordnung (Wissen *über* Dinge oder Metawissen). Während ersteres das Ergebnis der Wahrnehmung über die Sinne ist, bedeutet Metawissen, die Wahrnehmung bereits mit bisherigen Erfahrungen zu vergleichen, zu bewerten und einzuordnen. Wird dann noch über das Wissen zweiter Ordnung reflektiert und eine Schlussfolgerung gezogen, ist eine dritte Ebene erreicht. Folgen wir den Ausführungen dieses Ansatzes, kann auch hier die Bibliothek nicht ausreichen, um unseren existenziellen Wissensdurst zu stillen:

Wir hören nie auf, Wissen über Gegebenheiten unserer Erfahrung zu suchen, ihre Bedeutung für unsere Existenz zu verstehen und zu ihnen auf Grund dieses Verstehens Stellung zu nehmen. Aus der Gesamtsumme von Bedeutungen, die wir schließlich von den zahllosen Einzelkontakten mit den Objekten der Umwelt gewinnen, bilden wir uns dann ein mehr oder weniger einheitliches Bild der Welt, in die wir uns „geworfen“ finden [...]. S. 243

Was in einem Buch oder sonstigem Medium niedergeschrieben ist, kann also nicht a priori als „Wissen“ bezeichnet werden. Informationen müssen verarbeitet, erworben werden, um als Wissen zu gelten – jemand muss sie sich zu eigen machen, sie gestalten, mit

Informationen etwas neues schaffen. In der Definition von Watzlawick et al. kann Wissen erst definiert werden durch die Art, wie es erworben wird, also erst nach dem Wissenserwerb kann das Wissen in erste, zweite oder dritte Ordnung unterteilt werden. Enthält also eine Bibliothek ein Buch, dessen Inhalt uns nicht bekannt ist, handelt es sich nicht um „Wissen“ im Watzlawickschen Sinne – bestenfalls noch um Information, die erst zu Wissen umgewandelt werden muss (vgl. etwa Rauchhaupt oder Trotha). Wissen muss mit einem Individuum über dessen Sinne und Gehirn in Kontakt treten.

Pöppel (S. 30 f.) führt etwa an, dass sich bildliches oder implizites Wissen nur bildlich oder handelnd vermitteln lassen. So lässt sich etwa die Arbeit eines Chirurgen bei der Operation sprachlich im Detail nicht beschreiben. Oder das Schlagen eines Golfballes. Wittgenstein zog dafür den Klang einer Klarinette als Beispiel heran um zu verdeutlichen, dass man etwas wissen kann, aber nicht im Stande sein, es auch zu artikulieren. Jede noch so genaue Beschreibung des Klangs kann den Höreindruck nicht ersetzen. Diese Beispiele zeigen – gewisse Handlungen lassen sich nicht beschreibend, sondern nur handelnd vermitteln bzw. ist ein anderer Sinneseindruck ausschlaggebend als das Aufnehmen von Worten durch Hören oder Sehen.

In diesem Sinne lässt sich durch Lesen nur explizites Wissen erfahren. Doch das reicht in unserer Welt nicht aus:

Jede der drei Formen des Wissens ist wesentlich, doch keine Form des Wissens kann für sich alleine stehen. Würden wir nur explizites Wissen kultivieren, dann würden wir uns genauso zu Karikaturen unserer selbst machen, wie wenn es für uns nur implizites oder bildliches Wissen gäbe. Nur-explizites oder nur-begriffliches Wortwissen ist unfruchtbar.“ (Pöppel S. 31 f.)

Alle drei Koordinaten des Wissens müssen in einer Wissenswelt bestimmt sein und bestimmen daher die moderne Wissensgesellschaft. „Sie kann nur dann entstehen, wenn sie sich in jedem Einzelnen von uns verwirklicht.“ (Pöppel S. 31).

Natürlich kann „Wissen“ ebenso gut auf das bezogen sein, was aus einem Gehirn herauskommt und niedergeschrieben wurde, also den umgekehrten Weg ging. Doch wird Wissen nicht geteilt, weil der Zugang dazu verschlossen ist, weil ein potenzieller

„Mitwisser“ nicht weiß, dass dieses Wissen vorhanden ist, kann es schwierig werden, dieses „Wissen“ als solches zu qualifizieren:

Es stellt sich jedenfalls die Frage, wenn die Bibliothek ein Ort des Wissens ist, ob das in ihr gelagerte nicht schon längst veraltet ist und ob sie es schafft, in kurzer Zeit „Wissen am laufenden Band“ zu produzieren¹⁹, archivieren und gleichzeitig einer großen Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Oder dient Wissen dann nur noch der Wissenschaft und nicht mehr der Wissensgesellschaft – das Wissen in einer Bibliothek? Kann die Nationalbibliothek diesen Wissensdurst einer Gesellschaft befriedigen?

Es ist Fastfood-Wissen – Highspeed-knowledge, das verschlungen und in kürzester Zeit verwertet und nicht mehr gebraucht wird, das wir in den elektronischen Medien finden:

[...]Die Fülle dieser verfügbaren Informationen [verändert] zugleich auch die gesellschaftliche Bedeutung von Wissen und den Umgang damit, verändert sie doch den Zugang zum jeweils relevanten Wissen: Auswahl und Kontextualisierung der eingeholten Informationen werden immer aufwändiger, die Vernetzung von Informationen zu Wissen immer schwieriger, die Fertigkeit zu dieser Vernetzung immer bedeutsamer. Die Speicherdauer von Wissen und mithin seine Gültigkeit verkürzen sich radikal, seine Speicherrate verengt sich nicht zuletzt aus Zeit-, Effektivitäts- und Kostengründen. Damit werden Erhalt und Weitergabe von Wissen selektiver, während sich die Authentifizierung von Informationen zunehmend beschwerlich gestaltet; auch verschiebt sich der autoritative Charakter von Wissen fortwährend. (Fried/Süßmann S. 7)

Welche Rolle spielt die Bibliothek in Zukunft als Ort des Wissens – ist es überhaupt zeitgemäß, ihr diese Rolle heute noch zuzuschreiben?²⁰ Da sind wir wieder bei der Wissensgruft, die bestaunt, ehrfurchtsvoll bewundert und liebevoll als Anachronismus betrachtet wird. „Fachwissen ist zur leicht verderblichen Ware geworden, auf der das Verfallsdatum schon vorbestimmt ist.“ (Trotha S. 384) Man wird neue Lernkompetenzen erlernen müssen – zu unterscheiden zwischen „bedeutsamen und nicht bedeutsamen Informationen“ und „aus Informationen Wissen zu generieren“ (ebd.).

¹⁹ durch wissenschaftliche Arbeit, etwa das Erschließen von Quellen etc.

²⁰ vgl. dazu die These von Schmidtke in Kap. 6.4.1

4.8.3 Wie Wissenschaft Wissen schafft

„Wissenschaft kennt nur in dunklen Zeiten Grenzen“ (Raabe S. 67). Zu welchem Wissen führt uns die wissenschaftliche Forschung? Wirft sie nicht durch stets neue Erkenntnisse wieder neue Fragen auf und trägt damit auch zum Wachsen des Nichtwissens bei?²¹

Wissenschaft ist eine Form des Wissens, die sich von anderen Formen (zum Beispiel dem Alltagswissen) darin unterscheidet, dass sie einerseits systematisch ist und das heißt: Wissen ordnet und in Zusammenhänge bringt oder zumindest zu bringen versucht. Und: dass sie andererseits reflexiv ist, das heißt: über die Bedingungen ihres Wissens und über dessen Zustandekommen reflektiert oder zumindest zu reflektieren versucht. (Oexle in Landwehr, S. 31 f.)

Schließlich wird auch von der Wissenschaft erwartet, Wissen zu generieren und aktiv in an der Veränderung der Welt teilzunehmen: „Wissenschaftliches Wissen ist [...] Grundlage und Motor der fortschreitenden Veränderung der Gesellschaft und des individuellen Handelns. [...] Neues Wissen ist sehr viel wahrscheinlicher konkurrierendes, häufig sich gegenseitig ausschließendes Handelsvermögen.“ (Stein in Engel u.a., S. 20 f.). Doch wissenschaftliche Methoden unterliegen bekanntlich strengen Regeln und der Weg von der Hypothese zur Theorie ist nicht nur lang, sondern muss auch – so fordert es die Objektivierbarkeit, jederzeit an jedem Ort von jedem Menschen zugänglich und nachvollziehbar sein. „Dabei ist es ein wenig störend, dass sie [die Wissenschaftler, Anm. es], sobald sie Unwissen gefunden haben, sofort mit einer Hypothese oder meist gleich mehreren Hypothesen ankommen, um es zu erklären, und nicht erst mal mehrere Jahre Publikationen schreiben, die ‚Problem XXX weiterhin ein Rätsel‘ heißen.“²² Damit ist der Wissensbegriff der Wissenschaft ein engerer, als manch anderer der oben beschriebenen. Umberto Eco entwickelt etwa mit seiner „alternativen Enzyklopädie des Wissens“ seit Anfang der achtziger Jahre eine Wissenschaftsparodie.

Die immer schnellere Verbreitung von immer mehr Information, kürzere Wege, bessere technische Ausstattung usw. erleichtern auch der Wissenschaft, in immer kürzerer Zeit immer mehr Erkenntnisse zu produzieren und zu publizieren.

²¹ vgl. Kap. 1.9

²² Aleks Scholz, Astronom an der Universität St. Andrews in Schottland, zu heureka – dem Wissenschaftsmagazin des „Falter“, 4/07.

Während der letzten hundert Jahre hat sich die Zahl der wissenschaftlichen Veröffentlichungen etwa alle sechzehn Jahre verdoppelt, in einigen Naturwissenschaften sogar alle zehn [...]. Solange [sich dieser] Trend nicht mindestens halbiert, besagt er unter anderem, dass zu jedem beliebigen Zeitpunkt die Zahl der aktiven und also publizierenden Wissenschaftler größer ist als die Zahl sämtlicher Wissenschaftler der bisherigen Menschheitsgeschichte. (Zimmer S. 28)

Dazu kommt, dass gewonnenes Wissen immer schneller von aktuelleren Erkenntnissen überlagert wird und damit als obsolet verworfen werden muss.

Das meiste [des] Faktenwissens in den Naturwissenschaften, die den Löwenanteil beisteuern, ist durchaus vorläufiger Art und nach drei bis fünf Jahren nicht widerlegt, aber überholt, ersetzt von genauerem Wissen. Für den Fachwissenschaftler beginnt die Geschichte seines Faches, für die er sich interessieren muss, vor höchstens fünf Jahren.“ (Zimmer S. 28 f)

Damit stellt sich die Frage nach dem Wert wissenschaftlichen Wissens – wie viel ist eine Erkenntnis heute im Vergleich zu vor 100 Jahren noch wert? Wer legt Wert darauf, in Büchern, die älter als fünf Jahre sind, Antworten auf Fragen zu finden, für die es längst bessere Erklärungen gibt, wenn ihm elektronische Medien die Informationen weitaus aktueller liefern können?

4.9 Ort des Wissens Nr. 1: Das Gehirn

Die Neurobiologie beschäftigt sich mit Wissen als Mittel zum Zweck, das die Entwicklung der Menschheit vorangetrieben hat, nicht als Endprodukt geistiger Leistung. So haben wir es etwa mit „Drei Welten des Wissens“ zu tun²³.

Begriffliches oder explizites Wissen (Nennen, Sagen) [...] bedeutet, Bescheid zu wissen, Auskunft erteilen zu können, Information mit Bedeutung zu versehen. es katalogisiert und ist katalogisierbar. „Es steht in Enzyklopädien und Lehrbüchern; man eignet es sich als Kenntnisse an, die man dann besitzt. Es ist jenes Wissen, das uns in der Geschichte der Neuzeit dominiert hat und das manche als das eigentliche Wissen ansehen.“ (Pöppel, S. 22) Bildung sollte sich aber nicht allein auf diese Form des Wissens beschränken. Explizites Wissen sei „linkshemisphärisches Wissen“, (Pöppel, S. 23). Es lässt sich durch den Satz von Sokrates „Ich weiß, dass ich nichts weiß“ kennzeichnen und wird auch „ich-fernes

²³ vgl. etwa Ernst Pöppel: Drei Welten des Wissens – Koordinaten einer Wissenswelt. In: Maar u.a. 2000, S. 21-39. Pöppel ist Professor für Hirnforschung in München.

Wissen“ genannt. „Nur weil man sich davon distanzieren kann, wird explizites Wissen überhaupt austauschbar.“ (Pöppel, S. 27)

Implizites oder Handlungs-Wissen (Schaffen, Tun) ist „nicht-sprachliches Wissen“ und meint „das, was wir können, ohne dass es uns möglich ist, dafür exakte sprachliche Entsprechungen zu finden.“ Per definitionem ist es als „ich-nahe Wissensform“ nicht austauschbar und meint damit Dazu gehört „motorisches Wissen“ – kochen, etwas schaffen, ein Instrument spielen..., „Gewohnheitswissen des Tages, das Eingebettetsein in Rituale und Abläufe, die nicht mehr hinterfragt werden“ (Pöppel, S. 24), „nicht irrational“, in dieser „ich-nahen Wissensform“ drücken sich unsere Intuitionen aus. (Pöppel, S. 28)

Bildliches oder Anschauungs-Wissen (Sehen, Erkennen) – (auch „Erinnerungswissen“ oder „Vorstellungswissen“) ist die dritte der Wissenswelten. „Die[se] Konstruktion der visuellen Welt erfolgt völlig mühelos, indem unser Auge die Umrisse von Objekten wahrnimmt und sie als Figuren und Muster vom Hintergrund abtrennt.“ (Pöppel, S. 25). „Es ist immer etwas Bestimmtes, was wir sehen, und in diesem Wahrnehmungsakt wird das Gesehene für wahr genommen.“ S. 26: zum bildlichen Wissen zählen auch Erinnerungen und „Vorstellungswissen auf topologische Strukturen, die wir aus der Distanz betrachten“. Diese Art des Wissens wird als Ich-nahe verstanden.

Diese drei Wissensformen hängen zusammen (Pöppel S. 27), nur ist eine von Zeit zu Zeit dominanter. Doch ohne eine dieser drei Wissenswelten wäre unsere Welt nicht vollständig:

Die drei Formen menschlichen Wissens sind derart stabile Koordinaten unserer Erfahrung und unseres Handelns, dass ich behaupten möchte, eine Wissensgesellschaft ist nur dann wohl verortet und eine Wissenswelt ist nur dann fest gefügt, wenn die Bewohner dieser Wissenswelt ihr Wissen auch gemäß ihrer naturgegebenen Ausstattung dreifach gestalten, also als explizites, implizites und bildliches Wissen. (Pöppel, S. 23).

So fordert Pöppel für „eine Wissenswelt, in der zu leben wünschenswert ist“, eine „ausgewogene Verwirklichung aller Möglichkeiten menschlichen Wissens. In einer Gesellschaft, in der vornehmlich das Wort, zumal das schnelle Wort, gilt, können Wissensformen, die sich durch Ich-Nähe auszeichnen, naturgemäß schwerer erkannt und verwirklicht werden als ich-ferne Wissensformen.“

Wäre die Bibliothek, die uns bestenfalls explizites Wissen vermitteln und damit sehr einseitig versorgen kann, unser einziger Ort und Quelle des Wissens, gehe wohl soziale Kompetenz und menschliche Wärme verloren: „Die Mitglieder einer Gesellschaft, in der explizites Wissen dominiert, werden in eine Rolle hineingedrängt, in der Besitz von Wissen und verbale Kompetenz mehr zählen als andere Fähigkeiten. Verbunden mit Schnelligkeit ermöglichte die Dominanz expliziten Wissens den Fortschritt der Moderne.“ (Pöppel, S. 30)

Die Bibliothek könnte aber darüber hinaus das Konzept der „Entschleunigung“ umsetzen – ein Ruhepol inmitten von Datenautobahnen und Informationshighways. Ein Ort der Ruhe und der Besinnung – eine Oase, ein Anachronismus und gerade deshalb modern. Ein Ort, an dem Menschen Ruhe und Zeit finden, auch implizites und bildliches Wissen austauschen können und ihren Körper zur Ruhe bringen, während der Geist wach ist.

4.10 Nichtwissen

*Was wir wissen, ist ein Tropfen.
Was wir nicht wissen, ist ein Ozean.*
Isaac Newton

Im Vergleich zu dem, was an und über Wissen laufend produziert und publiziert wird, führt das Nichtwissen in der Literatur ein Schattendasein, auch wenn die beiden Größen untrennbar miteinander verbunden sind. Auch ist „spätestens seit den wissenssoziologischen Untersuchungen von Karl Mannheim und Max Scheler [Ende des 19. Jh., Anm.] das Verhältnis von Wissen und Nichtwissen Gegenstand sozialwissenschaftlicher Auseinandersetzung.“ (Engel u.a. S. 9). Darum soll es auch in einem Kapitel über Wissen nicht fehlen.

[...] Wissen und Nicht-Wissen können aber nicht als feste Größen verstanden werden. Zwischen Ihnen (sic!) liegt die Grauzone des Nicht- bzw. noch nicht abgesicherten Wissens. Wissen bezeichnet die kognitive Stilisierung von Erwartungen und impliziert somit Lernbereitschaft. Mit dem Begriff des unsicheren Wissens ist eine gleitende Skala von umfassendem und verhältnismäßig sicherem Wissen bis hin zu großen Ungewissheiten und Wissenslücken bezeichnet. (ebd.)

Je mehr man weiß, desto mehr Bedeutung erhält der sokratische – falsch überlieferte – Ausspruch „Ich weiß, dass ich nichts weiß“. Wörtlich übersetzt heißt er „Ich weiß als Nicht-Wissender“ bzw. „Ich weiß, dass ich nicht weiß“. Sokrates meint also nicht, dass er nichts weiß, sondern dass er die Einsicht gewonnen habe, es gebe kein sicheres Wissen und man könne von seinen Ansichten nur überzeugt sein, aber nichts sicher wissen. Natürlich ist diese Aussage paradox, da er ja dann auch nicht wissen kann, dass er nichts weiß. Wer etwas weiß, kann außerdem nicht ermessen, was er nicht weiß, also man kennt das Nichtwissen nicht, sobald man es kennt, wird es ja zu Wissen. Das kann aber auch bedeuten, dass es um logisch begründbares Wissen geht – im Gegensatz zu Scheinwissen und Nichtwissen. Insgesamt war aber das Ziel der Sokratischen Philosophie auch nicht Bücherwissen, sondern Weisheit.²⁴

Musils Bibliothekar darf die von ihm verwalteten Bücher nicht lesen, muss also unwissend bleiben, um in einer bestimmten Sache wissend und kompetent zu sein. Jedes Wissen impliziert zugleich Nichtwissen und jede neue Erkenntnis lässt uns schmerzlich erkennen, dass auch das Nichtwissen gewachsen ist.²⁵ Doch umgekehrt wird „Nicht-Wissen [...] durch Entscheidungen über Sachverhalts- und Situationsdeutungen in Wissen transformiert.“ (Engel u.a. S. 10).

[...] und dies nicht nur, weil Entdeckungen gewöhnlich neue Fragen aufwerfen. Vielmehr verlangt die Handhabung des Nichtwissens [...] eine spezielle Form des kritischen Orientierungswissens: jenes, das sich mit der Abschätzung und dem Abwägen von Risiken befasst. (Rauchhaupt S. 167)

So ist die Wissensgesellschaft gleichzeitig eine Nichtwissensgesellschaft, mit der Gefahr von immer mehr unkalkulierbaren Risiken: „Tests und Versuche werden immer schwieriger ohne Humanverluste möglich“, weil etwa die Pharma- oder Flugzeugindustrie immer komplexere Produkte entwickeln, deren Wirkung nur äußerst begrenzt praktisch erprobt werden kann. Ein krasserer Beispiel sind Kernkraftwerke: hier kann nur durch eingehende Analysen Risiko minimiert werden, Testläufe sind praktisch unmöglich: „Bedenkt man [...] die stetigen Innovationen und die steigende Komplexität des potenziell

²⁴ vgl. Böhme, Figal

²⁵ So sind im „Lexikon des Unwissens“ von Kathrin Passig und Aleks Scholz 200 Stichworte von Aal bis Wasser zusammengetragen, die laut Recherche der AutorInnen noch nicht ausreichend erforscht sind und daher Wissen vermissen lassen. Darin sind etwa Forschungslücken zu den Bereichen Schlaf oder Riechen verzeichnet.

riskanten Wissens, muss man feststellen, dass die Abschätzung von Schadensrisiken in einer Wissensgesellschaft immer schwieriger wird.“ (Rauchhaupt S. 170). Damit erhöhen sich mit dem Fortschreiten der Forschung auch die Gefahren für jene Menschen, die immer mehr vom Wissen anderer abhängig werden, weil komplexe Zusammenhänge nur noch von Eliten verstanden werden können. Anders ausgedrückt: „Es sind dramatische Wissenszuwächse, die, paradoxerweise, zum Nutzen der Menschheit entworfen, den Menschen als Menschen zerstören.“ (Stehr in Engel S. 22).

Etwas nicht zu wissen kann aber in manchen Fällen auch eingesetzt werden, um das eigene Ansehen zu heben.

So wird es in der Regel nicht als Zeichen tieferer Bildung gewertet, wenn man sich in den Rotlichtvierteln aller größeren Städte des Landes genau auskennt. Und auch eine mit Begeisterung angereicherte Vertrautheit mit der Literatur von Landserheftchen oder Lore-Romanen kann dem Bestreben, als gebildet zu gelten, eher schaden“. Schwanitz S. 610

So bietet uns Nichtwissen auch die Möglichkeit, die Wissensgesellschaft für unsere sozialen Zwecke zu nutzen und lässt uns sogar die Wahl, welches Wissen wir uns aneignen wollen.

4.11 Schlussfolgerung

In welche Kategorien Wissen auch immer eingeteilt wird – das Wissen an sich, als einheitliche, unteilbare Größe oder „Wesenheit“ (Stehr), gibt es nicht. Wissen, das uns in Büchern vermittelt wird, ist nur eine Möglichkeit, sich der Wirklichkeit anzunähern, aber beileibe nicht die einzige. So können wir aus Büchern zwar die Höhe des Mount Everest erfahren und diese Zahl dann für uns als Wissen verbuchen, aber auch eine seitenlange Beschreibung des Klangs einer Klarinette wird uns das Hörerlebnis nicht ersetzen. Ebenso wenig können unsere Erinnerungen oder Vorstellungen allein aus Büchern gespeist werden. Das Buch kann unseren Wissenshorizont enorm erweitern, kann aber keine Ausschließlichkeit für sich beanspruchen. In jedem Fall verlangt „Wissen“, so auch der Radikale Konstruktivismus, eine Art von Aktivität, um entstehen zu können.

So wäre es vielleicht genauer, die Bibliothek als einen „Ort eines gewissen Aspektes von Wissen“ zu bezeichnen und auch jene, die des Lesens nicht mächtig sind, nicht als „Unwissende“ abzustempeln. Zumal in oralen Kulturen hat die Bibliothek als Ort des Wissens ihren Platz nicht. Schließlich impliziert die Menge an in der Bibliothek gesammeltem ich-fernem, explizitem Wissen gleichzeitig eine Fülle an Nichtwissen und es wäre ebenso legitim, sie als „Ort des Nichtwissens“ zu bezeichnen.

*Der Bibliothekar ist der Verwalter
des Wissens der Menschheit*
Werner Buddecke²⁶

5 Die Hüter des Wissens: Bibliothekare

5.1 Einleitung

„Der Bibliothekar muss den Leser als einen Feind betrachten, als Nichtstuer (andernfalls säße er bei der Arbeit) und als potenziellen Dieb“ (Eco 1992, S. 76).

Unklares Berufsbild, schlechtes Image, mittelmäßige bis schlechte Entlohnung – angesichts dieser Rahmenbedingungen, die sich durch die Geschichte der Bibliothekare ziehen, stellt sich die Frage, was den Beruf überhaupt erstrebenswert machen konnte. Diese Bedingungen waren zudem gepaart mit der enormen Verantwortung, eine unglaublich große Menge gesammelten menschlichen Wissens zu ordnen und zu verwalten. Dem stand außerdem eine mangelhafte und nicht genau definierte Berufsausbildung entgegen, die auf eine solch verantwortungsvolle Aufgabe vorbereiten hätte können. Auch die Wissenschaft schenkte den Hütern des Wissens und ihrer Arbeitsstätte zunächst keine Beachtung - die Disziplin der Bibliothekswissenschaft entwickelte sich erst in den „Zentren der Frühaufklärung“ (Rost S. 109).

5.2 Quellenlage

Die vage Situation des Berufsstandes spiegelt sich in der wissenschaftlichen Literatur wider, in welcher der Bibliothekar eine Randfigur darstellt, wie ja auch seine Arbeitsstelle, die Bibliothek, erst in jüngster Zeit jene Wichtigkeit zu erreichen scheint, die sie in der Gesellschaft offenbar seit Beginn ihrer Geschichte hat. Lediglich Experten, meist selbst im Bibliotheksdienst beschäftigt, widmen sich dem Berufsstand und diskutieren etwa Fragen nach der Qualifikation und Weiterbildung von Bibliothekaren. Sollte man nicht annehmen,

²⁶ Werner Buddecke war Bibliotheksrat an der Universitätsbibliothek zu Greifswald. Zitat aus Das Wesen bibliothekarischer Berufstätigkeit [...], S. 1.

eine so verantwortungsvolle Stelle könne nur mit den bestausgebildeten, interessiertesten und engagiertesten Anwärtern besetzt werden? Das folgende Kapitel lässt darauf schließen, dass das nur in wenigen Fällen der Fall war.

5.3 Historischer Abriss

Wie bereits erwähnt geht der Beruf des Bibliothekars bis in die Antike zurück.²⁷ Zu dieser Zeit, wie auch in späteren Epochen vor der Neuzeit, war das Amt durchaus angesehen. „Der Bibliothekar (armarius), meist zugleich auch Kantor, folgte in der Hierarchie des [mittelalterlichen, Anm.] Klosters unmittelbar nach dem Abt und bekleidete noch eine Reihe wichtiger Nebenämter.“ (Rost S. 70)

Der Bruch kam mit der Verabschiedung vom mittelalterlichen Weltbild. Nun

[...] musste die Aufklärung auch das Selbstverständnis des Bibliothekars, wenn er aus einer Berufung heraus handeln wollte und in der Bibliothek nicht nur einen Versorgungsposten sah, neu bestimmen. Ihr Prinzip der Vernunft wies den Wissenschaften die Dominanz zu, wobei die Philosophie im Rang der Universalwissenschaft stand. Der Bibliothekar hatte sich also in diesen Wissenschaften zu etablieren, und zwar mit seiner Bibliothek.“ (ebd. S. 70 f.)

Schließlich hatte der Bibliothekar nun eine komplexe Aufgabe zu erfüllen – die Bibliothek „gebrauchsfertig“ zu organisieren für eine effektive Nutzung durch die Wissenschaften. Als Lösung bot sich an, „die Wissenschaft personalisiert in Gestalt von Gelehrten in der Bibliothek anzustellen“ was aber „[...] als Prinzip auch nicht weiter [führte] als bei einem Baum, der mit Früchten anderer Sorte behängt wird, um ihn ertragreich erscheinen zu lassen.“ Diese wissenschaftlichen Mitarbeiter wurden „Professoren-Bibliothekare“ genannt (z.B. Leibnitz, Muratori, Hyde) (Rost S. 71 f.) und waren eine Minderheit unter den Bibliotheksangestellten. Alter Wein in neuen Schläuchen also – immerhin dürften die Bibliotheken ein Prinzip der Öffentlichkeitsarbeit bereits im Zeitalter der Aufklärung verstanden haben.

Der Einsatz gelehrter Bibliothekare revolutionierte die Ausbildung. „Was dem wissenschaftlichen Bibliothekar an Arbeit abzunehmen war, konnte nicht mehr in die

²⁷ vgl. auch Abschnitt „Bibliotheksgeschichte

Hände von Zufallskandidaten gelegt werden. Also hatte sich das Prinzip ausgebildeter Kräfte auch auf dem wissenschaftlichen Bibliothekar nachgeordneten Ebenen fortzusetzen.“ (ebd. S. 137) Diese Aufteilung hat bis heute Gültigkeit. So werden die universitär ausgebildeten Bibliothekare für „Leitungsaufgaben und als Fachreferent für die Erwerbung und inhaltliche Erschließung wissenschaftlicher Literatur“ eingesetzt. Bibliothekare, die eine Fach- oder Fachhochschule absolviert haben, übernehmen vor allem „Ausleih- und Auskunftsdienst, alphabetische Katalogisierung, bibliographische Tätigkeit, Führung von Zugangsbüchern, Leserberatung und Mitarbeit in Sachkatalogen. In Einzelfällen leiten sie auch kleinere Bibliotheken.“ (ebd.)

Mit dem 19. Jahrhundert wurde es zum Trend, Hofbibliotheken in Staatsbibliotheken umzuwandeln und damit dem Volk zu öffnen. Damit musste zwangsläufig auch der Beruf des Bibliothekars reformiert werden. In Deutschland wurden die Bibliothekare in den Staatsdienst übernommen, was zur Folge hatte, dass sie dieselben Kriterien zu erfüllen hatten wie Beamte, was etwa die Bildung betraf: Abitur, erstes und zweites Staatsexamen etc. Daraus hervor gingen „Bibliotheksbeamte“ (Jochum S. 120). In dieser Zeit entstand auch das Bewusstsein, dass für ein solches Amt „nicht mehr jeder zuzulassen“ sei (Jochum S. 121).

„Während sich die Akademisierung der höheren Beamtschaft relativ problemlos vollzog, standen die im akademischen Bereich tätigen Bibliotheksbeamten in Konkurrenz zu den Akademikern, für die die Bibliothek ein Teil der Universität und damit ein möglicher Arbeitsplatz war.“ (ebd.) Also musste man eine Möglichkeit finden, innerhalb der Akademiker eine Grenze zu ziehen, die nicht in einer höheren Bildung bestand (Abitur, Studium etc. konnten ja die Akademiker bereits vorweisen), sondern es wurden Bibliothekskunden oder *–lehren* geschrieben und Prüfungen abgehalten, damit nicht jeder Akademiker Bibliothekar werden konnte. (Jochum S. 121 ff). Ausbildung bzw. Voraussetzungen waren aber nicht normiert, sondern den einzelnen Bibliotheken überlassen. So kam es auch zur „Abkehr vom Professorenbibliothekar“ (ebd. S. 124) – der sein Amt meist für ein Zubrot ausgeübt hatte und jetzt ebenfalls eine professionelle einschlägige Ausbildung machen sollte.

5.4 Fremdbild

Un- oder Missverständnis oder gar Vorurteile werden dem Beruf des Bibliothekars in Geschichte und Gegenwart entgegengebracht. So scheint etwa das Bild vorzuherrschen, als Qualifizierung reiche ein gewisses Maß an Bibliophilie: „Die Freude am Lesen wird von vielen Bürgern quer durch alle Altersschichten als Hobby und Freizeitvergnügen gepflegt und als „Grundbedingung“ für die Berufswahl angesehen.“ (Böhm-Leitzbach, Chmielus S. 1) Demnach „hält sich hartnäckig das traditionelle Bild der Bibliothekarin, die sich belesen und still hinter ihren Büchern versteckt“ (ebd.), oder auch die Vorstellung, „[...] das Buch käme als fertiges Produkt – verfasst, gedruckt, gebunden – in die Bibliothek und brauchte hier nur gelagert und gelegentlich ausgeliehen zu werden. Ansonsten läse der Bibliothekar, was ihm nur Gutmütige als Arbeit anrechnen könnten.“ (Rost S. 8)

So hat auch eine Studie der IFLA²⁸ 1995 ergeben, dass sich bezüglich Status und Image der Bibliothekare seit den 1970er Jahren nichts geändert habe und selbst der derzeitige bibliothekarischer Nachwuchs das herkömmliche Berufsbild internalisiert habe. Das Image der Bibliothekare ist laut der Studie allerdings in allen Ländern der Welt gleich schlecht²⁹. Von Unverständnis ist sogar die Einstellung jener zu den Bibliothekaren geprägt, deren Produkte diese für die Nachwelt ordnen und verwalten: „Wie [...] Berufskollegen feststellten, sind die Bibliothekare für die meisten Schriftsteller „Merkwürdige Leute“ geblieben [...]“. (Rost S. 142) Hobohm bestätigt, „[...] dass der Bibliothekar den Eindruck vermittelt, der Leser sei sein ärgster Feind. Zu Recht ereilt ihn und den mit ihm sympathisierenden Bibliotheksbesucher das erwähnte Image des Eigenbrödlers [sic!], Langweilers oder gar Einsiedlers“ (Hobohm S. 1). Dieses Bild teilt auch Eco: „Ideal wäre es schließlich, wenn der Benutzer die Bibliothek gar nicht erst betreten könnte; betritt er sie aber doch, [...] so darf er auf keinen Fall, nie und nimmer, außer bei seinen kurzen Besuchen im Lesesaal, Zugang zu den Bücherregalen selbst haben.“ (Eco 1992, S. 77).

²⁸ Die International Federation of Library Associations (IFLA) vertritt die Interessen von Bibliotheken und Informationsdiensten und deren Usern

²⁹ vgl. Prins, Hans/Wilco de Gier: The image of the library and information profession. How we see ourselves: an investigation; a report of an empirical study undertaken on behalf of IFLA's Round Table for the Management of Library Associations, München: Saur, 1995.

5.5 Berufsbild und Selbstverständnis

Auch tragen die Bibliothekare nicht selten selbst zu ihrem Image des weltfremden Bücherwurms bei: „Büchereien sind zu kleinen Lebenswelten geworden, die heftig gegen andere [...] verteidigt werden; Bücher, die ordentlich im Regal stehen sind genauso beliebt, wie Leser, die zuviel suchen, unbeliebt sind“ (Repolust, S. 154).³⁰ Manchmal ist der Berufsalltag auch einfach ein Kampf gegen die Zeit: „Manchem Bibliothekar wäre es lieb, wenn die Benutzer wegblieben und er sich ganz der Aufgabe der Langzeitkonservierung widmen könnte, die schwierig genug ist.“ (Zimmer S. 11)

Anders Paul Raabe anlässlich der Jahrestagung des Deutschen Bibliotheksverbandes 1996:

Auch die Bibliothekare sind Kulturvermittler, wenngleich sich die seit Jahrzehnten [...] verwendeten Begriffe von der Literaturversorgung und Informationsvermittlung mehr auf die administrativen und technologischen Probleme beziehen als auf den Inhalt dessen, was Bibliotheken gleich welcher Art in ihrem Wesen ausmachen.³¹

Raabe sieht das Bewusstsein für diese Aufgabe gefährdet:

Es scheint, als sei der Begriff vom Bibliothekar als Kulturvermittler eine Zeit lang aus der Mode gekommen, als sei die Kraft und das Interesse fast einer ganzen Generation von Bibliothekarinnen und Bibliothekaren ausschließlich auf neue Aufgaben und Techniken gerichtet gewesen. Die kulturellen Aufgaben mögen dabei – nolens volens – nicht mehr als substantiell für wissenschaftliche Bibliotheken betrachtet worden sein.³²

Entsprechend die lapidare Berufsbeschreibung des Deutschen Bibliotheksverbandes 1993:

Natürlich aber liegen die zentralen Tätigkeiten innerhalb einer Bibliothek in der Hand von Bibliothekaren/-innen, nämlich die Bibliotheks- und Abteilungsleitung, die Erwerbung von Büchern und sonstigen Medien, deren Erschließung und Katalogisierung und die Organisation der Benutzung. Der Benutzer einer Bibliothek hat in der Regel vor allem Kontakt mit dem/der Diplombibliothekar/-in, die in der Auskunft- oder Informationsstelle beraten, und gegebenenfalls mit Mitarbeitern des mittleren bibliothekarischen Dienstes, die ihn in den Lesesälen oder in der Buchausgabestelle betreuen. (S. 42)

³⁰ Repolust, Christina: „Und so hat halt alles angefangen.“ *BibliothekarInnen erzählen Bibliotheksgeschichte(n)*. In: Pfoser/Vodosek 1995, S. 141-155.

³¹ Zit. nach Wolfgang Duchkowitsch, Anhang S. A5

³² ebd.

Unfreiwillig humorvoll stellen die Autoren weiter fest: „Aus dem Gesagten lässt sich bereits ablesen, dass das Personal im [...] Bibliothekswesen gemäß den für Beamte und Angestellte rechtlichen Bestimmungen der öffentlichen Verwaltung eingestuft ist, d.h. es gibt Bibliothekare des mittleren, gehobenen und höheren Dienstes“. (ebd.)

So alt der Beruf des Bibliothekars ist³³, so wenig Bedeutung wurde dem Berufsbild und -stand in den letzten Jahrhunderten beigemessen. Ebenso wenig seiner Ausbildung – grob kann zwischen wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Bibliothekaren unterschieden werden. Immer wieder wird in der Literatur bestätigt, Bibliothekare bzw. Büchereileiter seien in ihr Amt „hineingerutscht“ (vgl. Repolust S. 141-155). So waren manche Bibliothekare in Deutschland etwa Studierende, die mit der Hoffnung auf einen Posten mit diesem Amt betraut wurden, allerdings wurde diese Hoffnung nicht erfüllt und sie blieben weiter an ihrer unqualifizierten Stelle (vgl. Gamsjäger in Pfoser/Vodosek S. 64-69). Dadurch wurden sie zunehmend unzufrieden. Andere wurden durch Protektion mit der Leitung von Bibliotheken betraut, die unter der unprofessionellen Ägide zu kollabieren drohte.

Dementsprechend schlecht war auch das Image der Bibliothekare – und ist es zum Teil bis heute geblieben: „Der Bibliothekar muss den Leser als einen Feind betrachten, als Nichtstuer (andernfalls säße er bei der Arbeit) und als potenziellen Dieb.“ (Eco 1992, S. 76) Woran auch immer es liegen mag, dass ein derartig verantwortungsvoller Beruf so schlecht geachtet wird, „außer einer Ermunterung aus den eigenen Reihen erwartet der Bibliothekar kaum Hilfe, das mit seiner Person verknüpfte negative Image abzubauen.“ (Rost S. 141) Der Bibliothekar Gottfried Rost bemüht sich, seinen Berufsstand, der „unter wechselnden Bezeichnungen einer der ältesten Berufe der Menschheit, [...] zu keiner Zeit die Transparenz anderer geschichtsträchtiger Gewerbe erreicht [hat]“ (ebd. S. 7) der „Nacht des Unverständnisses“ (ebd. S. 10) zu entreißen.

³³ seine Geschichte geht auf die Antike zurück (vgl. Jochum, Rost)

5.5.1 Arbeitsfrust statt Leselust

Wie bereits bemerkt wird dem Berufsstand des Bibliothekars in der Literatur kein einheitlicher Charakter oder eine besondere Prädisposition für diese Position zugeschrieben. Im Gegensatz zur Vermutung von Außenstehenden (vgl. Kap. 3.3) ist in den meisten Fällen nicht einmal eine ausgesprochene Liebe zur Literatur der Grund, dieses Fach zu wählen – ja es wird sogar selten gewählt, sondern ist vielmehr zufällige Station oder unerwartete Endstation einer Karriere. So bemerkt etwa Gottfried Rost:

Die Bibliothekarsgeschichte, würde sie je geschrieben, ergäbe ein Spektrum von Verhaltensweisen, das vom traditionsverpflichteten und verantwortungszerquälten Zauderer bis zum willfährigen Büttel von Eintagslaunen und vom menscheitsbeglückenden Literaturfreund bis zum in Formalien erstarrten Beamten reicht. (Rost, S. 68)

Entsprechend dem unklaren Berufsbild und der mangelhaften Ausbildung hielten sich Euphorie und Frustration in den Reihen der Bibliothekare die Waage – „innere Berufung und lustlose Daseinsfristung wohnen eng beieinander. Die Bibliothekare der Frühzeit kamen mit unterschiedlichen Motiven und Neigungen aus anderen Berufen und blieben diesen verhaftet.“ (ebd. S. 76)

Allerdings war das Amt des Bibliothekars ursprünglich durchaus angesehen und wertgeschätzt.

Die Bibliothekare des Altertums waren meist Gelehrte oder Hofbeamte. [...] Sie kamen in das bibliothekarische Amt auf Grund einer bereits bestehenden gesellschaftlichen Reputation. Die Bibliothek lag im Tempel oder wurde selbst so ausgestattet, sozusagen als Teil des kultischen Dienstes. Zweifel an der Würde des Bibliothekars dürften bei einer solchen höheren Zuordnung nicht aufgekommen sein. (ebd. S. 70)

Diese Situation ändert sich wie bereits bemerkt während der folgenden Jahrhunderte. So schreibt etwa Franz Grillparzer, bis 1813 Bibliothekar in der Wiener Hofbibliothek, in seiner Autobiographie:

Von Eifer war damals überhaupt nicht viel zu bemerken. Die Beamten, beinahe durchaus gutmütige Leute, benahmen sich ungefähr wie die Invaliden in einem Zeughause, oder der Hund beim Heu, bewahrten das Vorhandene, wiesen die Seltenheiten den Besuchern vor, verwendeten die spärliche Dotation zum Ankauf aller gedenkbaren Auflagen der Klassiker und hielten die verbotenen, das heißt alle neueren Bücher, nach Möglichkeit fern. Von bibliothekarischen Systemarbeiten war gar nicht die Rede.“ (zit. nach Rost S. 80)

Der Wiener Sterneck zitiert noch fast ein Jahrhundert später, nämlich 1909, einen namenlosen Kollegen, der sich in einem Brief an ihn Luft machte:

Die Mehrzahl der Bibliothekskollegen ist in krasssem Egoismus, kleinlicher Engherzigkeit und träger Bequemlichkeit befangen, hat für Standesfragen überhaupt kein Verständnis und hält die wenigen für Streber und Phantasten, die ihren Beruf lieb haben und die drückenden Missstände beseitigen möchten, die seine Entwicklung hemmen. Ich zähle mich zu dieser Minderheit und halte an der Hoffnung fest, dass die gesunde Vernunft noch einmal siegen wird! (Anon., zit. nach Sterneck, S. 15)

„Krasser Egoismus“, „kleinliche Engherzigkeit“ und „träge Bequemlichkeit“ mögen durch die schlechten Arbeitsbedingungen begünstigt worden sein. Für Besucher und Außenstehende ein geheimnisumwitterter Ort und Mythos, war die Bibliothek für Menschen, die in ihr arbeiteten, bestenfalls ein Arbeitsplatz wie jeder andere, in vielen Fällen eine unwirtliche Stätte, kalt, karg, schmutzig, bedroht von Besuchern, die Bücher verunstalteten oder zerstörten. Zudem war der Posten des Bibliothekars schlecht bezahlt. Entsprechend unerfreulich war auch die soziale Lage der Bibliothekare.

Manche wurden durch Privilegien und Beziehungen in das Amt gehoben, sahen die Aufgabe auch als Versorgungsposten und engagierten sich nicht weiter für Ordnung und Aufbau der Bibliothek, in der sie tätig waren. Im Gegenteil – nicht selten wurden Bibliotheken von ihren Mitarbeitern selbst ihrer Bücher beraubt (vgl. Rost S. 80 ff. bzw. S. 90 f.). Passend postuliert Rost: „Eine Bibliothek funktioniert nur, wenn sie auf jeder Ebene mit zuverlässigen und ausgebildeten Mitarbeitern besetzt ist.“ (ebd. S. 137)

5.5.2 Berufsausbildung: mangelhaft

Ein Beispiel, das exemplarisch für die Lage der Bibliothekare im 19. Jahrhundert stehen mag, ist jenes des „früheren Mathematiklehrers, dilettierenden Astronomen und Projektmakers William Crosswell“ (Krajewski S. 79 f.). Er wird am 4. August 1812 von der Honorable Corporation of Harvard in den USA ohne die geringste Erfahrung als Bibliotheksassistent eingestellt. Seine einzige Aufgabe soll darin bestehen, „der angesehenen, inzwischen sehr umfangreichen Büchersammlung der Harvard University einen Katalog zu verschaffen.“ Die Arbeit wird Crosswell allerdings bald langweilig und gerät ins Stocken, der Katalog gedeiht nicht weiter und Crosswell findet auch im Umfeld der Bibliothek keine motivierenden Kräfte:

1812 beschäftigt die Bibliothek lediglich John Lovejoy Abbot als einzigen offiziellen Bibliothekar. Abbot verlässt diesen Posten jedoch bereits im darauffolgenden Jahr. Gleich seinem Vorgänger übernimmt der neue Bibliothekar, Andrew Norton, nach einem nur kurzen Zwischenspiel in der Bibliothek eine vielversprechendere Theologie-Professur, behält indes nominell die Verantwortung für die Büchersammlung. Infolge dieser anderweitigen Aufgaben vernachlässigt der Bibliothekar Norton die Kontrolle über seinen Assistenten Croswell, der nunmehr unbeaufsichtigt wiederum die eigene Arbeit vernachlässigen kann. (Krajewski S. 79 f.)

Ob und welche Ausbildung Bibliothekare genießen sollten, war auch ein Jahrhundert später noch nicht klar. Im Jahre 1909, also noch vor der Umbenennung der Hofbibliothek in Österreichische Nationalbibliothek, entbrannte ein kleiner Streit zwischen Experten, ob Bibliothekare akademisch ungebildete „Kanzlisten“, also Kanzleimitarbeiter, sein dürfen oder doch eine akademische Laufbahn vorweisen müssen.

In Heft 1 des Jahrganges XIII der „Mitteilungen des Österr. Vereins für Bibliothekswesen“ (MÖVB) publiziert der Akademiker Oscar Daublebsky von Sterneck den Aufsatz „Zur Frage einer Reform des Bibliothekswesens“, auf den im selben Heft „Kritiken“ von „Regierungsrat Meyer und Dr. Schubert“ erscheinen. Auf diese Kritiken repliziert Sterneck wiederum, da er „die Angelegenheit durch diese Kritiken nicht für erledigt halte, die derzeitige Redaktion der „Mitteilungen“ jedoch die Veröffentlichung der erwähnten Erwiderungen verweigert hat, [...] in Form einer Broschüre der Öffentlichkeit“, im Oktober 1909 (Sterneck, S. 1).

Inhalt des Disputs ist, ob zur Katalogisierung Kanzlisten (Kanzleibeamte) herangezogen werden können oder ob diese Tätigkeit nur von akademisch gebildeten Beamten ausgeführt werden dürfe. Während Sterneck der Ansicht ist, dass Kanzlisten diese Aufgabe durchaus zugetraut werden könne, erklärt Meyer: „Bei der Bearbeitung eines Buches handelt es sich um die Subsumption des betreffenden Titels unter die entsprechende Regel, also um eine urteilende Tätigkeit des Geistes“, daher seien Kanzleibeamte für diese Tätigkeit ungeeignet. Doch Sterneck sieht die Aufgabe des Katalogisierens anders: Es komme vielmehr darauf an „was für Urteile“ zu fällen seien. Erklärendes Beispiel: „Festzustellen, ob der Autor eines Werkes den Vornamen Karl oder Konrad führt, erfordert ebenso wenig, wie Regierungsrat Meyer behauptet, „wissenschaftliche Bildung“, als die sogenannten logischen Kürzungen „regere Geistesentfaltung“. Meyer hingegen sieht offensichtlich

Kanzleibeamte allenfalls als ausführende Organe, die bei den Katalogisierungsarbeiten von „wissenschaftlichen Beamten“ kontrolliert werden müssen. Doch gibt sogar Sterneck zu, dass der Einsatz von „Kanzlisten“ nicht uneingeschränkt möglich sei, „also z.B. nicht, wenn es sich um Inkunabeln, Handschriften, Orientalia etc. handelt.“ (Zitate Meyer aus MÖVB S.14, zit. nach Sterneck S. 5 f., Rest ebd. S. 5f.)

Diametral entgegengesetzt zur mangelhaften Berufsausbildung des Bibliothekars steht die ungeheure – zumal ethische - Verantwortung, die er zu tragen hat:

[...] Der Bibliothekar ist nicht nur ein Verwalter geistiger Güter, so gern er sich manchmal darauf beschränken möchte, sondern auch ein Gehilfe der Macht, in deren Auftrag und nach deren Gutdünken er die Bücher einzusehen hat. Er mag sich dem, was seiner inneren Überzeugung zuwiderläuft, als Person entziehen können, dem Beruf nimmt er diese Doppelfunktion dadurch nicht. Er kann sie nur durch eine humanistische Grundhaltung und persönliches Engagement in ihren praktischen Auswirkungen relativieren und sich so ein die Machtkonstellationen überdauerndes Vertrauen seiner Leser bewahren.“ (Rost S. 67).

Nicht nur das – kann der Bibliothekar – so er sich persönlich engagiert – den Leser sogar zum „Hinauflesen“ bringen, also dazu, Bücher zu lesen, deren Sprache und Inhalt sich auf einem höheren Niveau bewegen als die ursprüngliche Lektüre. (Maria E. Brunner in Pfoser/Vodosek S. 3) Damit kommt ihm eine weitere gesellschaftlich und bildungsrelevante Aufgabe zu.

Tatsächlich scheint es von der Persönlichkeit des einzelnen Bibliothekars abzuhängen, welche Begeisterung er für seinen Beruf aufbringen kann und wie intensiv er sein Amt daher ausfüllt. So versteht sich etwa Matthew Battles, Bibliothekar an der Harvard Universität, als Hüter des Universums und legt dabei einen Hang zum Größenwahn an den Tag:

Wenn ich die ausgetretenen Marmortreppen, die in die Eingeweide des Gebäudes führen, hinunterschwebe und den stechenden Geruch der Regale voller Bücher hinter mir lasse, dann kommt mir oft der Gedanke, dass all das, was draußen geschieht, sein gedrucktes Pendant irgendwo hier in den Regalen haben muss. Da verfällt man leicht in kabbalistische Träumereien, stellt sich eine Umschrift der Bücher vor, die die Geheimnisse des Universums offen legt, einen heiligen Logos, der dem heimlichen Namen Gottes gleichkommt. (Battles S. 14)

Direkt auf den „Bibliothekar als Verwalter des Wissens“ (siehe Zitat am Kapitelanfang) bezieht sich der „Bibliotheksrat an der Universitätsbibliothek zu Greifswald“, Werner

Buddecke Anfang des 20. Jahrhunderts. Er stellt – im Gegensatz zu anderen Quellen – eine direkte Verbindung zwischen dem Bibliothekar und dem von ihm verwalteten und geordneten Wissen her. 1925 sieht er die Aufgabe des Bibliothekars aber nicht darin, sich mit dem in Büchern gespeicherten Wissen zu befassen, sondern mit den Büchern „als die materiellen Träger des Wissens“ (Buddecke S. 1): „Der Bibliothekar ist also der Verwalter des geistigen Gutes der Menschheit, sofern es in Büchern niedergelegt ist, und sein Geschäft mit den Worten HARNACKs [Hervorhebung Buddecke] eine „Nationalökonomie des Geistes, angewandt auf das Buchwesen“. ³⁴ Buddecke geht davon aus, dass eine „fruchtbare bibliothekarische Tätigkeit zweierlei voraussetzt: Genie und Erfahrung“. Ersteres sei die Ursache alles wirklichen Fortschritts.

Solide bibliothekarische Erfahrung führe allerdings die Ideen der „schöpferischen Geister“ aus und sei somit „die Grundlage bibliothekarischer Tüchtigkeit überhaupt“ (ebd. S. 3). Es gelte also, praktische Erfahrungen zu sammeln – wie wäre das besser möglich, als durch den Besuch fremder Bibliotheken, also durch „Dienstreisen“ bzw. indem er sich überhaupt für einige Zeit an eine andere Bibliothek – gegebenenfalls gar im Ausland – versetzen lässt. Dort solle er die bauliche Gestaltung und Aufstellung, Verwaltung und Katalogisierung der Bestände vergleichen.

Auch Buddecke unterscheidet zwischen theoretischer und praktischer Seite der Tätigkeit, wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Aufgaben:

Vielleicht bei keiner andern Berufstätigkeit durchdringen sich theoretische Kenntnisse und praktische Maßnahmen so innig wie bei der bibliothekarischen. Dennoch ist diese vorwiegend eine Praxis. Bücher sind handgreifliche Dinge, und ihre Verwaltung erfordert handgreifliche Organisation.“ (ebd. S. 2)

Der Bibliotheksrat stellt entsprechend der Verantwortung des Bibliothekars Ansprüche, die sich in den Erfahrungsberichten der Bibliothekare nicht realisieren:

³⁴ Harnack-Zitat Vgl. AD. V. Harnack: Reden und Aufsätze. N.F. Bd4. 1923, S. 222, zit. nach Buddecke, S. 1.

Bilden aber auch die Bücher und nicht das Wissen den eigentlichen Gegenstand der bibliothekarischen Tätigkeit, so steht diese doch im innersten Zusammenhang mit der geistigen Welt. Denn der Bibliothekar ist von Liebe und Verehrung für sie erfüllt und von dem unbedingten Willen, ihr dienstbar und förderlich zu sein. Vermöge dieser Hingabe wird er zum Organ ihres Lebens und ihrer Bedürfnisse; sie geben seinem Verhalten die Regel und bestimmen die Art der Organisation der Bücherschätze. (ebd. S. 1)

Hinsichtlich des wertvollen Inhalts der Bibliothek stellt Buddecke die Forderung,

[...] dass mit der Entwicklung des Wissens dessen Anforderungen an die Verwaltung der Büchereien wachsen, und die Bibliotheken allgemein an Bedeutung gewinnen. Solange nämlich das Wissen einer bestimmten Kultur wesentlich intensiv, wenig differenziert und lebendiger Besitz Einzelner ist, sind Bücher oder Handschriften lediglich Dokumente, die eine ähnliche Art kultischer Verehrung fordern wie die Weisheit selbst, die sie enthalten, und die es daher kostbar auszustatten, wohl zu bewahren und zur Schau zu stellen gilt. Das Wissen hat kein anderes Interesse an Büchersammlungen, als dass sie seiner Würde entsprechen, und diesem Anspruch wird durch eine im ganzen konservative, durch Pietät bestimmte Art der Bibliotheksverwaltung Genüge geleistet. (ebd.)

Buddecke personalisiert also das Wissen und schreibt ihm zu, eine wertende Fähigkeit zu besitzen. Abseits von dieser kleinen rhetorischen Finte lautet also die Forderung – die unschwer als jene des Autors zu erkennen ist – dem Wissen in der Bibliothek zu dienen, indem er ihm mit dem nötigen Respekt (i. e. „Pietät“) entgegentritt und seine Träger, die Bücher, in einer Form aufbewahrt, die ihnen ein langes Leben gewährleistet – er wird „der eigentliche Verwalter“ der Bücher:

Soll unter diesen Voraussetzungen der Zusammenhang des Wissens gewahrt und das ganze lebendig erhalten bleiben, so müssen Bücher den geistigen Besitz wieder und wieder vermitteln. Aus bloßen Dokumenten werden sie zu Instrumenten des Wissens, weit weniger kommt auf ihre Ausstattung als auf ihren Zweck an, und von ihrer Sammlung erwartet man keine ästhetischen, sondern dynamische Wirkungen. Andere und höhere Anforderungen stellt damit das geistige Leben an den Bibliothekar, und er entspricht ihnen mit gesteigerten organisatorischen Leistungen: mit einer Verwaltung, die im Fortschritt von der bloß konservativen zur aktiven Methode die Bücherschätze der Allgemeinheit erschließt und sie aufs äußerste nutzbar zu machen strebt. Auch der Typus des Bibliothekars selber wandelt sich mit der Herausforderung seiner Leistungsfähigkeit. Aus dem Gelehrten, der sich vornehmlich dem Inhalt der Bücher, dem Wissen, zuwendet, wird der eigentliche Verwalter der Bücher, für dessen Auffassung sie in erster Linie materielle Träger und Vermittler des Wissens sind, und bei dessen Tätigkeit vornehmlich praktische Gesichtspunkte den Ausschlag geben. (Buddecke S. 2)

Das alles – inklusive des fortschreitenden „Prozess[es] der Differenzierung des Wissens“, des wachsenden „Bedürfnis[s] nach Vermittlung des geistigen Gutes durch Bücher und damit der Anspruch an die Verwaltung der Bibliotheken“ stellte erhöhte Anforderungen an „die organisatorische Leistungskraft des Bibliothekars“. (ebd.).

Der Deutsche Bibliotheksverband bzw. das deutsche Beamtenengesetz unterscheidet zwischen „Bibliothekaren mittleren, gehobenen und höheren Dienstes“ (S. 41). Der mittlere Dienst betrifft den/die „Assistent/-in an Bibliotheken“, der im Lehrberuf erlernt wird:

Als Voraussetzung für die Ausbildung zum Bibliotheksassistenten wird in der Regel ein Haupt- oder Realschulabschluss verlangt. Die Ausbildung findet praxisorientiert [ähnlich einer Lehre] an einer wissenschaftlichen Bibliothek statt und dauert zwei Jahre. Begleitet wird die praktische Ausbildung von Unterrichtseinheiten an einer bibliothekarischen Ausbildungsstätte. (ebd.)

Die Tätigkeiten eines Assistenten an wissenschaftlichen Bibliotheken „können außerordentlich vielfältig sein“ (S. 42): „Im Regelfall ordnen sie sich in größere Abläufe ein, die durch Bibliothekare mit Leitungsfunktionen festgelegt werden. Viele Tätigkeiten haben den Charakter unterstützender Zuarbeit, die sich direkt auf den Aufgabenbereich der Diplom-Bibliothekare richtet.“

Die Ausbildung zur Diplom-Bibliothekarin/-in im „gehobenen Dienst“ setzt „die allgemeine Hochschulreife voraus“ und

findet an einer Fachhochschule in Berlin, Frankfurt, Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, München oder Stuttgart statt. Sie [...] enthält auch praktische Ausbildungseinheiten an einer wissenschaftlichen Bibliothek. Nach dem Examen können Diplombibliothekare in allen Bereichen des wissenschaftlichen Bibliothekswesens eingesetzt werden. (ebd.)

Dazu gehören laut den Autoren etwa ein „spezieller Bereich“ in einer großen Bibliothek oder „bei kleineren Bibliotheken, etwa Institutsbibliotheken, kann es die Verantwortung für den gesamten inneren und äußeren Bibliotheksbetrieb sein“. (ebd.)

Der „höhere Dienst“ schließlich setzt ein

Staats- oder Magisterexamen, ein Hochschuldiplom oder die Promotion voraus. Das Studienfach ist beliebig, entscheidend ist der Universitätsabschluss [...]. Die Ausbildung des/der **Bibliotheksreferendars/-in**³⁵ umfasst ein Jahr praktische Ausbildung an einer oder mehreren Bibliotheken und ein Jahr theoretische [...] an einem besonderen Zweig der entsprechenden Fachhochschulen [...]. (ebd.)

³⁵ Hervorhebung ES

Das Tätigkeitsfelds eines Bibliothekars des höheren Dienstes umfasst die Aufgaben eines „Fachreferenten“ (S. 43), das heißt die „Erwerbung und Erschließung der Bücher eines Wissenschaftsgebietes“. „Gleichzeitig oder später“ sei die Tätigkeit als Abteilungsleiter möglich „mit den entsprechenden Aufstiegsmöglichkeiten bis zum Leiter einer Bibliothek“. (ebd.)

Schließlich wird durchaus Wert auf Fort- und Weiterbildung gelegt, „ist es doch seine [des Bibliothekars, Anm. ES] Aufgabe, den Informationssuchenden mit der für ihn wichtigen Literatur zu versorgen und den Leser kompetent zu beraten“ (S. 44). Welcher Art diese Fortbildung sein und wie was sie beinhalten soll, wird nicht konkreter festgelegt. Zum Thema „Neue Informationstechnologien“ findet sich der knappe Satz: „Besonders intensive Fort- und Weiterbildung verlangt auch die sich ständig erneuernde Bibliothekstechnik, vor allem auf dem Gebiet der elektronischen Datenverarbeitung und der Reproduktion.“ Denn schließlich: [...] wer Informationen vermitteln will, muss ständig um Erweiterung und Aktualisierung seines eigenen Informationsstandes bemüht sein“. (ebd.).

5.6 Zukunftsaussichten

Angesichts dieser Berufsgeschichte scheint es nicht verwunderlich, dass sich der negative Ruf des Bibliothekars bzw. das mangelnde Verständnis für diesen Berufsstand bis in die Gegenwart zieht. Tatsächlich aber gibt es heute bereits unterschiedliche qualifizierte und anerkannte Ausbildungsmöglichkeiten vom Lehrberuf bis hin zu Universitätslehrgängen mit MSc-Abschluss und Fachhochschulen. So bietet etwa die Österreichische Nationalbibliothek gemeinsam mit der Universität Wien einen Universitätslehrgang an.³⁶

Wie viele Berufe in der Wissens- oder Informations-, jedenfalls der computerisierten Gesellschaft ist auch jener des Bibliothekars einem Wandel unterworfen, schon allein bedingt durch die sich ändernden Rahmenbedingungen:

³⁶ Zu den Ausbildungsmöglichkeiten für BibliothekarInnen in Österreich siehe <http://www.obvsg.at/links/oesterr-bibliothekswesen/> , Zugriff am 18. Juli 2008, 16:14 Uhr.

Der Beruf des Bibliothekars wird sich mit den Bibliotheken verändern, hin zum Bibliothekar-Informatiker-Dokumentaristen. Das Navigieren im immer unüberschaubareren Informationsozean verlangt ein Expertenwissen, das unmöglich jeder einzelne für sich erwerben kann und das irgendwo gebündelt werden muss: auch in den Bibliotheken. (Zimmer S. 15)

Doch bedeutet das nicht noch mehr Verantwortung, Ausbildung, Differenzierung von anderen Berufen? Eine weitere Chance für Bibliothekare, ihre Notwendigkeit auch im Informationszeitalter selbstbewusst zu kommunizieren.

Dazu Oliver Schmidke:

Der kompetente Umgang mit Information ist keineswegs durch die neuen Technologien gegeben, sondern dieser muss erst erlernt und gesellschaftlich eingeübt werden. Der Bürger bedarf hierfür der Agenturen, die ihm oder ihr helfen, die notwendigen Fertigkeiten zu erwerben, Zugriff auf die erforderliche Information zu erhalten und kompetent mit ihr umzugehen. In dieser Hinsicht haben Bibliotheken ein solch großes soziales und kulturelles Kapital, dass ihnen diese Aufgabe an zentraler Stelle zufällt. (zit. nach Duchkowitsch, Anhang S. A9)³⁷

Wenn den Bibliotheken diese komplexe und verantwortungsvolle Aufgabe zufällt, wer soll sie ausführen? Können das die Bibliothekare übernehmen? Welche Änderung des Berufsbildes wird hier notwendig sein, wenn nun auch pädagogische Fähigkeiten gefragt sind? Die neuen Technologien sind längst etabliert und werden laufend weiterentwickelt. Wie rasch kann die Ausbildung der Bibliothekare auf diese Entwicklung reagieren, die „notwendigen Fertigkeiten“ zu vermitteln und Kompetenz im Umgang mit Informationen herzustellen?

³⁷ zur Bibliothek in der Informationsgesellschaft siehe Kap. 6.4.1

*Bibliotheken agieren als Seismographen der Kultur;
sie reagieren auf Bewegungen in der Gesellschaft,
sind aber nicht die Bewegung selbst*
Gottfried Rost³⁸

6 Die Bibliothek

6.1 Begriffsklärung

Was unterscheidet eine Bibliothek von einer Bücherei und einem Archiv? Das Ägyptische kannte zwei Worte für Bibliothek: „Bücherhaus“ (auch „Gottesbücherhaus“ und „Lebenshaus“. Der Begriff Bibliothek kommt aus dem Griechischen und bedeutet „Büchersammlung“ oder Bücherei. Er wird nicht einheitlich verwendet und steht für eine öffentliche Einrichtung, für einen Ort, ein Gebäude, für eine geordnete und benutzbare Sammlung von Büchern und anderen publizierten Medien und Informationen, schließlich auch für eine solche Sammlung selbst. Während bis ins 20. Jahrhundert eine Bibliothek vor allem als Büchersammlung definiert wurde, lässt sie sich inzwischen nach Ewert und Umstätter (1999) besser als „eine Einrichtung, die unter archivaren, ökonomischen und synoptischen Gesichtspunkten publizierte Information für die Benutzer sammelt, ordnet und verfügbar macht“ definieren.

Doch – könnte man polemisch fragen – was weiß der Benutzer schon? Nur im Sinne des Benutzers zu handeln, eine Angebot/Nachfrage-Ordnung einzuführen, nach der die Bedürfnisse der Benutzer befriedigt werden, ist zu wenig. „Eine Bibliothek ist nicht nur ein Institut, das dem Benutzer Information zugänglich macht, sondern auch eines, das sie archiviert, und zwar tendenziell auf ewig. Sie ist das Archiv der Wissenschaften und Künste und muss sammeln, sogar das, was im Moment keinen Benutzer interessiert.“ (Zimmer, S. 11) Besonders wichtiges Kriterium einer Bibliothek ist die Ordnung: „Ein Stapel Bücher macht genauso wenig eine Bibliothek aus wie ein Haufen Soldaten eine Armee.“ (Gabriel Naudé 1627, zit. nach Burke, S. 127). Für Harvard-Bibliothekar Battles

³⁸ Rost S. 34.

ist die Bibliothek „Modell für das Universum“: „Eine streng orchestrierte Zusammenstellung von Idealen“ (Battles, S. 16).

Jochum etwa spricht von Archiv, wenn nur Akten gesammelt wurden, dagegen von einer Bibliothek, „wenn neben den Akten *auch* [Hervorhebg. Jochum] Buchrollen gesammelt wurden.“ (Jochum 2007, S. 21) bzw. spricht etwa Loewe von einer Bibliothek, wenn es einen Katalog gibt und systematisch gesammelt wird (Loewe S. 47).

Im Vergleich dazu stellt für Derrida ein Archiv „... die absolute Ungeduld eines Wunsches nach Gedächtnis ...“ dar (S. 9):

... jedes Archiv [...] ist zugleich *errichtend* und *erhaltend*. Revolutionär und traditionell. Ein ökonomisches Archiv in diesem doppelten Sinne: es bewahrt, es legt zurück, es spart, doch auf nicht-natürliche Weise, das heißt, indem es das Gesetz (*nómos*) geltend macht oder für seine Beachtung sorgt. Wir bezeichneten es gerade als «nomologisch». Es hat Gesetzeskraft (sic!), die Kraft eines Gesetzes, welches das des Hauses (*oikos*) ist, des Hausesals (sic!) Ort, fester Wohnort, Familie, Abstammungslinie oder Institution.“ (ebd. S. 18).

und gleichzeitig ein Mittel zur politischen Kontrolle, was die synonyme Verwendung von „Bibliothek“ und „Archiv“ nahe legt (vg. Kapitel 4.5): „Keine politische Macht ohne Kontrolle des Archivs, wenn nicht gar des Gedächtnisses. Die wirkliche Demokratisierung bemisst sich stets an diesem essenziellen Kriterium: an der Partizipation am und dem Zugang zum Archiv, zu seiner Konstitution und zu seiner Interpretation.“ (ebd.)

6.2 Historischer Abriss

6.2.1 Vorbemerkung

Die Geschichte der Bibliothek respektive der Österreichischen Nationalbibliothek wurde bereits ausführlich – wenn auch in einigen Aspekten lückenhaft – dokumentiert.³⁹

Trotzdem ist es unerlässlich, einige Eckdaten und wichtige Ereignisse der Bibliotheksgeschichte zu erwähnen. Es wird also hier keine vollständige historische Abhandlung geboten, sondern ein für den Fluss und das Verständnis dieser Arbeit notwendiger geschichtlicher Abriss.

6.2.2 Die Wiege der Bibliotheken

Die erste nachgewiesene Bibliothek, in der systematisch gesammelt wurde, war die „Bibliothek Assurbanipals (668-627 v. Chr.) in dessen Residenz Ninive“ (Jochum 2007, S. 14). Bereits hier war die Büchersammlung einer Elite vorbehalten: „[Im Alten Ägypten war Schrift] nicht [...] das Kennzeichen der Staatsbürokratie und einer Händlerschicht, sondern zunächst strikt dem Pharao und seinem Hof vorbehalten, bis sich im 3. Jahrtausend v. Chr. der Stand der Schreiber-Beamten herausbildete.“ Das war freilich keine moderne Beamtschaft, sondern einen Stand, in dem „Schriftkenntnis und Ausübung von Herrschaft [...] eng miteinander verknüpft waren“ (Jochum 2007, S. 18).

Es kann daher kaum von einer allgemeinen Lese- und Schreibfähigkeit ausgegangen werden – vielmehr beherrschten nur staatliche Funktionsträger die Schrift. Es wird geschätzt, dass im Alten Reich (ab dem 3. Jahrtausend vor Christi) lediglich ein Prozent der Bevölkerung lesen und schreiben konnte. Ungeachtet dieser Tatsache hatte Schrift eine wichtige Funktion: „Schrift ist [...] in Ägypten in gleich mehrfacher Weise eine Maßnahme gegen den Tod: Sie rettet nicht nur als Grabinschrift das Andenken an den Toten, der dann

³⁹ vgl etwa Uwe Jochum: kleine Bibliotheksgeschichte – eine der wenigen ausführlich recherchierten Abhandlungen des Themas – oder (die lückenhafte) Geschichte der Österreichischen Nationalbibliothek von Josef Stummvoll und später Hall oder Köstner, die sich mit dem Verhalten der Österreichischen Nationalbibliothek in der NS-Zeit auseinandersetzen. Die Lücken der Bibliotheksgeschichte – ob allgemein oder im speziellen der ÖNB – zu schließen, ist eine eigene wissenschaftliche Auseinandersetzung auf höherem Niveau wert, als es diese Arbeit leisten kann.

im kollektiven Gedächtnis weiterleben kann, sondern hält insbesondere in allen staatlich-kultischen Zusammenhängen das Leben in Gang [...]“ (Jochum 2007, S. 18).⁴⁰

6.2.3 Vom Teil des Museums zur eigenständigen Institution

In Europa setzt die Tendenz zum Sammeln und Aufbewahren von Schrift und sonstigem Gut erst vergleichsweise spät ein. Bücher wurden zunächst gemeinsam mit anderen kostbaren oder skurrilen Objekten mehr oder weniger systematisch zusammengetragen und aufbewahrt: „Am Ursprung unserer modernen Sammlungen liegen die mittelalterlichen Schatzkammern, die ein für uns wunderliches Sammelsurium darstellen.“ (Jochum 2004, S. 278⁴¹). Gesammelt wurden ohne System und Schwerpunkt „heilige und profane Gegenstände (Reliquien, Kelche, Messer, Schmuck, Regalia), [...] naturgeschichtliche[n!] Raritäten oder Kuriositäten [...] und Dokumenten der Geschichte (Münzen, Manuskripte, Bücher)“ (ebd.) sowie weitere sammelnswerte Gegenstände. Es gab unterschiedliche Motive für das Anlegen einer Schatzkammer: Finanzielle Absicherung, Bewahrung und Schutz (auch ideell) wertvoller Objekte, oder das Bedürfnis nach Repräsentation. (vgl. ebd.).

Das änderte sich ab dem 14. Jahrhundert:

Die gesammelten Objekte werden aus der Sphäre der Nützlichkeit und des (messbaren) Wertes herausgehoben und erhalten eine Bedeutung, die jenseits ihrer ökonomischen Funktionen im ästhetischen und/oder historischen Diskurs angesiedelt ist. Dieser Übergang vom Gebrauchen/Verbrauchen zum Bewahren, der ein Übergang von der Ökonomie (Wert) zur Ästhetik (Bedeutung) ist, markiert die Grenze zwischen mittelalterlichem Schatz und neuzeitlicher Sammlung. (ebd. S. 278 f.).

Bibliotheken werden so von Sammlungen für „ästhetische Objekte“ zu „Sammlungen für Bücher als Gebrauchsgegenstände, die einem bestimmten Zweck unterliegen“ (ebd.).

Bleibt nur, sich die Frage nach diesem Zweck zu stellen:

⁴⁰ Zum kollektiven Gedächtnis vgl. Assmann, der den von Halbwachs in den 20er Jahren des 20. Jh. weiterentwickelt: Gedächtnis kann sich – unabhängig v. neuronalen u. hirnpfysiolog. Voraussetzungen – nur in einem sozialen Bezugsrahmen entwickeln.

⁴¹ Jochum, Uwe: Am Ende der Sammlung. Bibliotheken im frühmodernen Staat. In: Dülmen: Macht des Wissens. S. 273 - 294.

Sollen Bibliotheken die Objekte einer Staatsräson sein, die den Bibliotheken ihre Zwecke einfach vorschreibt? Oder sollen die Bibliotheken Orte sein, in denen man sich auf die Staatsräson als Maxime staatlichen Handelns dadurch einigt, dass man die Vielfalt der Interessen und Meinungen durch gemeinsame Studien und Beratungen zum Ausgleich bringt? (Jochum 2004, S. 273)

Welchen Nutzen die Bibliothek von Landesherren ursprünglich für diese gehabt haben mag, lässt der Bibliothekar Gottfried Wilhelm von Leibnitz (1646-1716) errahnen. Wie Jochum beschreibt, war dieser „frustriert über das mangelnde Interesse von Herzog Ernst August an der [...] von Leibnitz verwalteten fürstlichen Bibliothek [...]“. Er entwirft einige Denkschriften, in denen er auf deren Nutzen hinweist, der u.a. „Handel und Manufaktur, Gesetzgebung, Steuern, Polizei, Militär, zwischenstaatliche Verträge und Medizinisches“ umfasst – Fragen, die „für die Staatsgeschäfte des Fürsten von unmittelbarem Belang sind“. Wissensgewinn scheint nicht dazu zu gehören, wird er von Leibnitz als Anreiz doch nicht erwähnt. (Jochum, 2004, S. 285).

Allerdings hatte die Bibliothek einen „auf eine Totalität abzielenden Informationscharakter“ (zit. nach Jochum 2004, S. 286): „In nur drei oder vier Zimmern will er eine Bibliothek zusammentragen, die bei Bedarf im Sinne einer Enzyklopädie oder „Universalwissenschaft“ über alle vorstellbaren nützlichen Gegenstände Auskunft geben kann.“ Laut Jochum ist für Leibnitz „nicht die Menge der Bücher das entscheidende bibliothekarische Kriterium, sondern die Auswahl des Notwendigen.“ (ebd.) Dieses sei dasjenige, was man benötigt, um sich über alle wichtigen Gegenstände von Grund auf unterrichten zu können. Die Lösung: „[...] dass man zu jedem Thema Bücher haben muss, aber eben nicht alle, sondern nur die „Kern-Bücher“ (ebd.).

„Wenn aber das Kriterium der Vollständigkeit einer Bibliothek nicht an der quantitativen Vollständigkeit der gesammelten Bücher hängt, sondern an der dank der gesammelten Kern-Bücher möglichen vollständigen Information zu allen Themen, dann lässt sich die Bibliothek in der Tat als ein *Generalinventar oder Archiv von Gedanken* [Hervorhebg. es] verstehen. D.h. es kommt in der Bibliothek nicht auf das Lesen von vielen Büchern an, sondern auf das Wiederfinden von Gedanken, die einem entweder entfallen sind oder die man noch gar nicht kannte, die aber von anderen bereits gedacht wurden. (Jochum 2004, S. 287 f.)

So engagiert etwa Herzog Albrecht V. von Bayern in München einen Berater namens Quiccheberg, der eine eigene Systematik für eine eigenständige Bibliothek erarbeitet. Dieser folgend bleibt die Bibliothek Teil der herzoglichen Sammlung, hat aber eine andere systematische Ordnung als die übrige Sammlung. Zusätzlich wird sie in einem eigenen

Gebäude untergebracht, womit die verschiedenen Sammlungen auch räumlich voneinander getrennt sind (vgl. Jochum 2004, S. 279). Das ist kein Zufall, „sondern resultiert aus dem Umstand, dass die Bibliothek mit ihren Büchern der Logik der Sammlung – gleich(artig)e Objekte zu sammeln und sich an den Unterschieden des Gleich(artig)en zu delectieren – nur schwer einzupassen ist.“ (ebd.) Aus der Frage, wie Wissen kategorisiert wird, entsteht die Frage, wie Bücher katalogisiert werden als „materielle Gegenstände, die irgendwie untergebracht werden mussten.“ (Burke S. 125).

Schließlich zählt nicht das Buch als ästhetisches Objekt, an dessen äußerer Form man sich interesselos erbaut, sondern vielmehr sein Inhalt – oder anders gesagt: Ein Buch will nicht von außen betrachtet, sondern gelesen werden. Denn Bücher wurden und werden in der Regel nicht hergestellt, um durch ihre äußere Form ästhetisch zu reizen und zu unendlicher Anschauung einzuladen (wir sprechen hier nicht von Prachtbänden und Sonderausgaben), sondern um gelesen zu werden. Anders als die sonstigen Objekte einer Sammlung intendieren Bücher daher kein interesseloses Wohlgefallen, sondern eine interessierte Lektüre. Quiccheberg musste also eine Systematik zur Aufstellung der Bücher entwickeln, die es ermöglichte, den gesuchten Inhalt schnell zu finden.⁴²

So sind es auch „neben der Aufstellungssystematik, die Hierarchien des Wissens und keine Spekulationsmöglichkeiten präsentieren will, vor allem die Kataloge, durch die sich die Bibliotheken von den Schausammlungen unterscheiden.“ (ebd.) Im Unterschied zur Bibliothek wird der Inhalt des mittelalterlichen Schatzes nicht katalogisiert, sondern inventarisiert, d.h., die vorhandenen Stücke werden auf Listen erfasst. Bücher können nicht so inventarisiert werden, weil eines dem anderen zu sehr gleicht, als dass eine einfache Beschreibung genügen würde, um sie nach Äußerlichkeiten unterscheiden zu können.

6.2.4 Bürgerlichisierung des Lesens: Säkularisierung der Klosterbibliotheken

Anfang des 19. Jahrhunderts erreichte die Säkularisierung der Klosterbibliotheken eine Spitze, die bereits während der Reformation in Deutschland begonnen hatte. Das Eigentum der Klöster übernahm nun der Staat (vgl. Jochum 2007, S. 70). „Ein Vorbote dieser

⁴² Die Lösung für eine Katalogisierung war das Titelblatt. Dieses gibt es in seiner heutigen Form seit etwa Mitte des 17. Jh. – bis Ende des 15. Jh. standen Name des Autors und Buchtitel am Ende des Buches.

Entwicklung [der Säkularisierung der Klöster, Anm.] war die Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773, die in einer ersten Welle den Hofbibliotheken große Zuwächse brachte. „In Österreich konfiszierten die Herrscher das Bibliotheksgut selbst. Als Folge der 1773 von Maria Theresia und 1782 von Joseph II. getroffenen Maßnahmen gegen die Klöster wurden auch rund 1300 Klosterbibliotheken in staatliche Büchersammlungen überführt.“ (Rost S. 49)

Diese Säkularisierung der Klosterbibliotheken sollte der Bibliothek unverhoffter Weise zu einem eigenen institutionellen Charakter verhelfen. Denn diese Zuwächse waren nicht ganz einfach zu verwalten, wie das Beispiel der Münchner Hofbibliothek zeigt. Deren Bestand wuchs „binnen Kurzem auf über 200 000 Bände an (ebd. S. 118). Es gab dafür keinen Platz und auch die Katalogisierung bereitete Probleme. Also „mussten die Bibliothekare zwangsläufig mit einer Reflexion ihrer bibliothekarischen Praxis reagieren, wenn die Bibliotheken nicht unbrauchbar werden sollten. Daher wurde nun zum erstenmal versucht, die Bibliothek *als Bibliothek* (Hervorhebg. Jochum) zu bestimmen und nicht als Kunstkammer, Naturalienkabinett oder ähnliches.“ (ebd.)

Allerdings ist der Kirche indirekt auch die *Bibliothekswissenschaft* zu verdanken – sie hat angeblich der ehemalige Benediktinermönch Martin Schrettinger erfunden und gleich das Lehrbuch dazu verfasst. Er hat damit einen weiteren Schritt zur Bibliothek als unabhängige Institution gesetzt: „Dabei zeigt sein oberster Begriff der Bibliothek – jedes Buch müsse ohne unnötigen Zeitverlust gefunden werden können -, dass hier in der Tat die Bibliothek vom musealen Sammeln befreit und als Verwaltungseinrichtung verstanden wird.“ (Jochum 2007, S. 118). Damit wird die Trennung der Bibliothek vom Museum endgültig vollzogen.

Schließlich wurde immerhin darüber nachgedacht, auch breiteren Bevölkerungsschichten zu Wissen zu verhelfen. „Der gute Wille, über Pfarr- und Gesellschaftsbibliotheken Bildung auch an die ärmeren Volksschichten heranzutragen, war vorhanden. So forderte der Geistliche und Lehrer James Kirkwood bereits im 17. Jahrhundert, an jeder schottischen Pfarrei eine öffentliche Bibliothek einzurichten.“ (Rost S. 57) Diese Idee musste allerdings an Hunger und Armut der Massen scheitern: „[...] am Mangel an Bildung

und Muße der unteren Klassen, die sich in ihrer Bedrängnis um Ringen um das tägliche Brot verausgabten und deren Lektüre, sofern überhaupt möglich, nicht auf dem Niveau ihrer geistlichen Wohltäter liegen konnte.“ (Rost, S. 57).

6.2.5 Organisierte Formen gemeinschaftlicher Lektüre⁴³: Die Lesegesellschaften

Lesegesellschaften entstehen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in großer Zahl in weiten Teilen Europas. Bis 1770 bestanden sie in den nord- und nordostdeutschen Zentren der Aufklärung vereinzelt, bis 1800 entwickelten sich schließlich über 400 Lesegesellschaften. Es handelte sich dabei um Gruppen, in denen gewisse Bücher und Schriften gelesen wurden. Entweder schaffte jedes Mitglied ein anderes Druckwerk, oder es wurde Geld gesammelt und ein Mitglied kaufte für alle anderen ein. Eine Lesegesellschaft war eine günstige Möglichkeit, an unterschiedliche Literatur zu gelangen – ein Einzelner hätte sich die Anschaffung von so vielen Büchern nicht leisten können.

Ziel der Lesegesellschaften war, neu gewonnenes Wissen im Alltag anzuwenden (Tschoff S. 475) bzw. „Wissen diskursiv [zu] erweitern“ (Stützel-Prüsener S. 478). Ihr Wirken sollte dem Gemeinwohl dienen und hatte Auswirkungen auf das gesamte Gemeinwesen – Benehmen, Kultur und soziales Leben gewinnen durch Lesegesellschaften (Tschoff S. 475).

Eine wichtige Voraussetzung für die Aufnahme in eine Lesegesellschaft war die Fähigkeit, zu lesen, die allerdings nur 25 Prozent der Bevölkerung erfüllten (vgl. Stützel-Prüsener S. 477). Daraus lässt sich ablesen, dass diese Institutionen einer kleinen Elite (Adel, gehobenes Bürgertum) vorbehalten waren: „Mitglieder von Lesegesellschaften [waren] in erster Linie lesefähige, in gesicherten finanziellen Verhältnissen lebende und bildungswillige Angehörige des Bürgertums und des Adels.“ (Tschoff S. 475). Erst im Zuge der Volksaufklärung konnten auch städtische Mittel- und Unterschichten bzw. die Landbevölkerung an dem solcherart popularisierten Wissen teilhaben.

⁴³ Stützel-Prüsener S. 477.

Meist handelte es sich dabei um Männer (Aschaffenburger Gesellschaft etwa), Frauen waren „so gut wie nie vertreten“ (Stützel-Prüsener S. 478). Entsprechend war das Literaturangebot gestaltet: Statt Belletristik und Romanen, denen der „Bezug zum täglichen Leben fehlt“, wurden vor allem Sachbücher, Periodika, juristische oder wirtschaftswissenschaftliche Literatur, theologische Werke und naturwissenschaftliche Abhandlungen gelesen. Dabei handelte es sich weniger um Bücher, als vielmehr um Zeitschriften. Für die Auswahl war die Verständlichkeit ausschlaggebend und dass die Lektüre zu „moralischem, sozialem und ökonomischem Fortschritt beiträgt“ (ebd. S. 481). Ein weiteres Ziel war moralische Bildung: „Weniger das literarische Vergnügen, als vielmehr der Erwerb von Bildung und Wissen steht [...] im Zentrum des geselligen Austauschs, wie er für die Lesegesellschaften der Aufklärung konstitutiv ist.“ (ebd. S. 482).

Es gab drei Typen von „organisierten Formen gemeinschaftlicher Lektüre“ (ebd. S. 477):

- Lesezirkel bzw. „Umlaufgesellschaften“, in denen mehrere Zeitungen, Zeitschriften oder auch Bücher unter einer größeren Zahl fester Mitglieder von einem Leser zum anderen kursierten.“
- Lesebibliothek: Weiterentwicklung des Lesezirkels, in der die von einer Gesellschaft angeschafften Publikationen an einem Ort untergebracht wurden, wo sie den Mitgliedern während fester Öffnungszeiten zur Verfügung standen.
- Lesekabinett (letztes Viertel des 18. Jh.): „[...] Räumlichkeiten, in denen Zeitschriften, Zeitungen und Bücher zur Lektüre bereitstanden und in denen zugleich im Rahmen eines mehr oder weniger institutionalisierten geselligen Austauschs über das Gelesene diskutiert werden konnte.“ (ebd.)

Die Mitglieder der Lesegesellschaften leisten zwar einen Beitrag zur Gesellschaft, indem sie erworbenes Wissen im sozialen Leben umsetzen, bleiben allerdings eine Elite und tragen wenig zur Bildung der Masse bei.

6.3 Aufgaben und Funktionen der Bibliothek

Funktionen und Aufgaben der Bibliothek haben sich – schon aufgrund der jeweiligen Besitz- und Machtverhältnisse – laufend verändert und entwickelt. War die Bibliothek – seit ihrem Entstehen in Ägypten – zunächst den Herrschern vorbehalten, in Europa später den Klöstern, wurde sie schließlich vom Bürgertum übernommen. Es formierten sich Lesegesellschaften, in denen nach Themen gelesen wurde und die einen bestimmten Zweck verfolgten und per definitionem – nur ein geringer Teil der Bevölkerung konnte lesen – Adel und gehobenem Bürgertum vorbehalten waren. Frauen hatten dazu keinen Zutritt. Im 18. und 19. Jahrhundert waren Salons, Cafés, Bibliotheken oder Leseräume jene Orte, wo regelmäßig kulturelle Produkte ausgetauscht und eine öffentliche Meinung durch Zeitungen und Bücher gebildet wurde.⁴⁴ (vgl. Vitiello S. 270). Heute werden der Bibliothek verschiedene – zum Teil eher an Wünsche grenzende – Funktionen und Aufgaben zugeschrieben. Johanna Rachinger, Direktorin der Österreichischen Nationalbibliothek, spricht von den „drei traditionellen bibliothekarischen Aufgabenfeldern des Sammelns, des Erschließens und des Bereitstellens von Informationen“ (infozin 2007).

6.3.1 Die Funktion als Archiv

Die Bibliothek – respektive die Nationalbibliothek – ist angehalten, das geistige Erbe einer Nation zu bewahren, zu konservieren und zu speichern. So bemerkt Johanna Rachinger (2007):

Gesammelt werden längst nicht mehr alleine traditionelle Bibliotheksobjekte wie Bücher, Zeitschriften, Handschriften [...], sondern auch Mikroformen, Tonträger, Videos, CDROMs, DVDs aber auch reine Online-Medien. Klar scheint mir der Grundsatz, dass Bibliotheken – und im besonderen natürlich Nationalbibliotheken – jene Medien zu sammeln und für die Zukunft zu bewahren haben, die in ihrer Zeit als Informationsmedien Bedeutung haben. Daraus ergibt sich zwangsläufig, dass heute auch im Internet publizierte Dokumente in diesen allgemeinen Archivierungsauftrag einbezogen werden müssen [...]. Die sich daraus ergebende Aufgabe der Langzeitarchivierung elektronischer Dokumente stellt Bibliotheken vor ganz neue, komplexe technische und organisatorische Probleme.

⁴⁴ [...] Public places and institutions (such as private *salons*, *cafés*, libraries or reading rooms) are the sites where cultural products are regularly exchanged and a public opinion is formed through newspapers and books. Giuseppe Vitiello: National Libraries. The Practice of a Symbolic Concept. In: Blum, S. 269 – 282.

Das stellt Bibliotheken auch in Zukunft aus zwei Gründen vor große Herausforderungen: Erstens die ständig anschwellende Flut von Wissen und zweitens die Verderblichkeit der Speichermedien. „Schon heute sind zahlreiche Daten-, Text-, Bild- und Tondokumente nicht mehr brauchbar, weil ihre Datenträger nicht mehr lesbar sind, weil die Abspielgeräte nicht mehr vorhanden oder einsatzfähig sind“ (Duchkowitsch, zit. Anhang, S. A7).

Neben diesen Gefährdungen durch technische Neuerung besteht bei allen Datenträgern die Notwendigkeit des Schutzes vor den Folgen von Alterung und unabsichtlicher Zerstörung. Außerdem muss mutwillige oder betrügerische Veränderung ausgeschlossen werden. Diese Aufgabe ist wohl bekannt. Sie lässt sich unter „Konservierung und Erhaltung alter Bestände“ subsumieren. Sie ist allerdings nicht museal zu verstehen, sondern erfordert die ständige Anpassung an neue Technologien und die systematische Pflege von Technologien. (ebd.)

Als reine „Buchbewahranstalt“ zu fungieren, das geistige Erbe einer Nation zu erhalten, ist aber nur eine Aufgabe der Bibliothek. Es wird ihr eine Vielzahl von Funktionen zugeschrieben – ihnen übergeordnet eine soziale Rolle, wie sie etwa Robert Jungk einfordert: „Es muss Plätze geben, wo Menschen zusammenkommen und sich treffen, wo Menschen tatsächlich wieder miteinander ins Gespräch kommen. Eine öffentliche Bibliothek der Zukunft sollte ein solcher Platz der menschlichen Kommunikation sein.“⁴⁵ Rost ergänzt: „Eine Bibliothek lebt aus dem Dialog mit der Gesellschaft, in dem sie sich nur behaupten kann, wenn sie das in ihr gespeicherte Wissen artikuliert.“ (Rost S. 71).

6.3.2 Die Funktion als „Dorfbrunnen der Informationsgesellschaft“⁴⁶

Information, Kommunikation, Austausch, soziale Kontakte wurden im Mittelalter am Dorfbrunnen vermittelt und gepflegt. Entsprechend fordert Wolf Rauch diese Funktion von der Bibliothek ein. Gamsjäger bezieht sich auf das Referat „Bibliothek – Wozu“ von Wolf Rauch beim Österreichischen Bibliothekartag 2000: „Information und Kommunikation sind zutiefst soziale Aktivitäten. Soziale Aktivitäten brauchen reale Orte des Austausches – je virtueller und unpersönlicher die Kommunikation wird, desto wichtiger werden soziale Ergänzungen werden.“ (Rauch S. 31) Dazu merkt Wolfgang Duchkowitsch an: „Waren früher die Agora und der Dorfbrunnen zentrale Orte der Kommunikation, so fehlt uns

⁴⁵ Robert Jungk auf einer Tagung für Bibliothekare in der Evangelischen Akademie Bad Boll 1988. zit. nach Helmut Gamsjäger, S. 166.

⁴⁶ Gamsjäger, Helmut: Bibliotheken als Dorfbrunnen der Informationsgesellschaft. Konzept für den Neubau der Hauptbibliothek und der Volkshochschule Linz. In: Askan Blum, S. 165-174.

heute deren Äquivalent in der Informationsgesellschaft.“⁴⁷ Es stelle sich allerdings die Frage, „warum Griechenland und warum der „Dorfbrunnen“? Und was lag zeitlich dazwischen und was war in städtischen Zentren (Stadtbrunnen im 18. Jahrhundert ff.: Salon, Kaffeehäuser, Wirtshäuser, Lesegesellschaften, Vereine, Arbeiterbüchereien)“ (ebd.).⁴⁸ Die Dorfbrunnenfunktion des 21. Jahrhunderts können, so W. Duchkowitsch, „Internet-Cafés übernehmen, in denen „Informationsprobleme ebenso wichtig sind wie persönliche Begegnungen [...]“.⁴⁹

6.3.3 Die Funktion als Heilsbringer

Für die zum Zeitpunkt ihrer Aussage designierte IFLA-Präsidentin Claudia Lux können die Bibliotheken „eine wichtige Rolle“ im Hinblick auf „Informationsfreiheit, des uneingeschränkten Zugangs zur Information und das Eingehen auf die individuellen Wissensbedürfnisse des Einzelnen“ spielen, „denn sie ergänzen die allgemeine Wissensvermittlung durch die Medien und bilden so eine Basis für gut informierte Bürger.“ (Fiala/Kumar 2005, S. 77) Lux führt allerdings nicht weiter aus, in welcher Weise Bibliotheken diese Aufgabe erfüllen. Die Aussage unterstreicht darüber hinaus eine elitäre Sichtweise der Bibliothek als Wissensvermittler für „gut informierte Bürger“, die die These bestätigt, die Bibliothek habe Anteil an der wachsenden Wissenskluft (siehe S. 12). Dies wiederum steht in krassem Gegensatz zu einer Demokratisierung des Wissens, die ein elitärer Ansatz naturgemäß zu verhindern sucht.

Doch – geht es nach Lux – können Bibliotheken gar zur Rettung der Welt beitragen – wenn man sie lässt (Fiala/Kumar 2005, S. 78): „Wie IFLA in den Berichten der Bibliotheken aus aller Welt und im Alexandria Manifest deutlich gemacht hat, können Bibliotheken den Kampf gegen Armut, Hunger und Krankheit, für eine bessere

⁴⁷ Wolfgang Duchkowitsch: unveröffentlichte Vorträge. Im Anhang – Seitennummerierung E. Smolak, S. A7.

⁴⁸ Duchkowitsch weist auf den „Politisch-juridischen Leseverein“ in Wien hin, „ein Ort des lebhaften Disputs, ein Ort noch zaghaft betriebenen Andersdenkens, ein Ort, der mit anderen Orten in Europa ähnlichen Andersdenkens in Verbindung stand [...] ein Forum des Politischen, wenn auch noch nicht der europäischen Integration.“ ebd.

⁴⁹ ebd.

Schulbildung und die Sicherung der ökologischen und ökonomischen Nachhaltigkeit auf vielseitige Art und Weise unterstützen.“⁵⁰

Dass man des Lesens nicht mächtig sein muss, um von den Vorteilen einer Bibliothek zu profitieren, ist im Zeitalter der Informationsgesellschaft eine (überlebens)wichtige Information. Diese gute Nachricht verkündet ebenfalls Claudia Lux, die in der Bibliothek die rettende Lösung weltweiter Probleme erkennt: „[...] aus den Niederlanden, Botswana und China [wurden] konkrete Aktivitäten berichtet, die anschaulich zeigten, welchen wichtigen Beitrag Bibliotheken für die Gesundheitsprophylaxe und die medizinische Versorgung leisten.“ (Fiala/Kumar, 2005, S. 76) Lux fordert gleichzeitig, dass „die Einflussnahme von Bibliotheken auf die Politik in unterschiedlichen Ländern funktioniert und verbessert werden könnte“ (ebd., S. 77).

Lux sieht allerdings die Rolle der Bibliothek als „wichtigen Teil der Informationsgesellschaft“ gefährdet:

Unsere Aktivitäten in Genf, in Alexandria und in Tunis haben uns erneut, wie schon in den Jahren zuvor als einen wichtigen Teil der Informationsgesellschaft präsentiert. Ob es hilft, die Bilder in den Köpfen der Politiker auszutauschen, die Bibliotheken immer noch allein mit Büchern und ihrer Ausleihe gleich setzen, und ihnen den modernen Wandel sowie die erweiterten Aufgaben von Bibliotheken in unserer Informationsgesellschaft sichtbar zu machen, das kann ich nicht beurteilen. (ebd., S. 78).

In dieses Horn stößt auch Paul Raabe:

Bibliotheken sind aufgrund ihrer Bestände und ihrer Aufgaben geradezu prädestiniert, eine wichtige Rolle in der internationalen wissenschaftlichen und kulturellen Zusammenarbeit zu leisten. Da sich in der Neuzeit keine Wissenschaft auf nationale oder Sprachgrenzen beschränkt hat, sind die Bestände in alten Bibliotheken in der Regel weder sprachlich noch national begrenzt. [...] Trotz grausamer Kriege zwischen den europäischen Völkern in den vergangenen Jahrhunderten, trotz verbaler Hassausbrüche und körperlicher Gewalt ist die europäische Kultur, obschon regional sehr unterschiedlich entwickelt, immer ein gemeinsames Erbe aller europäischen Völker gewesen. Zu diesem Erbe gehören zweifellos, ja sind konstituierend für es, die gewaltigen Buchbestände in europäischen Sammlungen.⁵¹

⁵⁰ Es war keine Quelle, sei sie historisch, statistisch oder zeitgenössisch, zu finden, die diese Aussage belegen könnte oder einen Beweis dafür erbringen, dass etwa in einer bestimmten Region die Errichtung einer Bibliothek Armut, Hunger oder Krankheit geheilt hätte.

⁵¹ Paul Raabe 1996, zit. nach W. Duchkowitsch, Anhang S. A5

Andere Autoren geben sich in der Debatte wesentlich bescheidener mit sozialen und integrativen Funktionen auf Mikroebene zufrieden.

6.3.4 Die Vermittlungsfunktion

Diverse Autoren, darunter Gamsjäger und Robert Jungk, sehen die Funktion der Bibliothek vielmehr darin, eine sozial-integrative Rolle zu übernehmen. (vgl. etwa Gamsjäger S. 166). Unabdingbare Voraussetzung, um an dem Wissen teilhaben zu können, ist, Schrift entziffern und das Entzifferte verstehen zu können – zu Lesen. Lesen ist – bekanntermaßen – eine wichtige Kulturtechnik. Wer nicht lesen kann, dem bleiben wichtige Inhalte verschlossen, auch jene der elektronischen Medien. Lesen ist die Basis für die Vermittlung von Wissen in einer Gesellschaft, der die Tradition der mündlichen Überlieferung weitgehend abhanden gekommen ist: „Lesekompetenz ist die unabdingbare Voraussetzung, um Medienkompetenz zu erwerben“.

Dementsprechend nimmt die Bibliothek eine wichtige soziale Funktion ein. Entsprechend Gamsjäger: „Eine Bibliothek, die ihre Besucher nicht unmittelbar fasziniert, wird bald unter Besucherschwund leiden.“ (S. 167). Sie solle daher „keine Verwahrungsanstalt für Medien“ sein, sondern eine „Erlebnisbibliothek“, ein „Ort der Begegnung, [...] an dem alle sozialen Gruppen Medienerlebnisse haben können.“ Schließlich – auch aus der Sicht von Öffentlichkeitsarbeit – „warum sollten unsere KundInnen ihre eigenen vier Wände verlassen, sich auf den Weg in eine Bibliothek machen, wenn sie doch zu Hause viele unserer Angebote in wesentlich gemütlicher[er], Anm. es] Weise benützen können?“ Hier besteht also weiter Handlungsbedarf der Bibliothek, ihr Angebot auch entsprechend an das Zielpublikum zu kommunizieren. „[Die] Einrichtung einer Bibliothek soll zum Besuch animieren.“ Doch was, wenn schon die leitenden Mitarbeiter nicht von der Qualität überzeugt sind? „Wenn wir eine Bibliothek richtig lesen, gelangen wir schnell zu einer offensichtlichen Schlussfolgerung: Die meisten Bücher sind schlecht, genau genommen sehr schlecht. Im schlimmsten Fall sind sie einfach nur normal: Sie schaffen es nicht, sich über die Widersprüche und die Wirren ihrer Zeit zu erheben.“ (Battles S. 23)

In Schweden etwa wird erwartet, dass die Bibliothek klar eine Aufgabe als Treffpunkt erfüllt. Das schwedische „Lokalprogramm“ für den Neubau der Bibliothek stellt fest,

Historisch gesehen ist die Bibliothek immer ein Platz gewesen, wo sich kreative Gedanken begegneten, wo Probleme diskutiert und neue Theorien geprüft wurden. [...] Eine neue Bibliothek muss daher auch diesen wichtigen Aspekt beachten. Treffpunkte wie eine Zeitungs-/Zeitschriftenecke sowie ein Café sind in diesem Zusammenhang wichtig. (Kühne S. 53)⁵²

Entsprechend formuliert Lars Rydquist, Leiter der Nobelbibliothek in Stockholm, dass die Bibliothek „nicht nur wichtig ist als Treffpunkt für Gespräche über Literatur, sondern auch ein Platz zum Gedankenaustausch und um neue Ideen zu haben.“ (ebd.) Es muss daher für Oasen gesorgt werden – in Schweden wird „die Bibliothek als ein Platz [gesehen], wo man sich trifft, um an dem demokratischen Gespräch teilzunehmen und damit seinen Beitrag zum gesellschaftlichen Prozess zu leisten.“ (ebd. S. 55).

6.4 Politisches Instrument und Ergebnis von Kalkül

Die Entstehung von Bibliotheken hat „manifest politische Gründe“ (Jochum 2004, S. 275). Zunächst war die Errichtung von Büchersammlungen Herrschern und der Kirche vorbehalten. Damit waren vor der Popularisierung des Wissens Menschen, die „keinen Zugang zu einer Gelehrten-, Fürsten- oder Universitätsbibliothek besaß[en], [...] von der Lektüre gelehrter Fachliteratur weitgehend ausgeschlossen“ (Tschoff S. 472).⁵³ In Deutschland gewährte der Landesherr einem weiten Benutzerkreis Zugang zu seinen Büchern, den er jederzeit widerrufen konnte. Dabei mag es ihm weniger um eine freie „Bildung“ seiner Bürger gegangen sein (Jochum 2004, S. 275), als vielmehr um die Ausweitung von Macht und Einfluss auf seine Untertanen. Schließlich brauchten die Fürsten für ihre Reformen, die ein Mehr an staatlicher Steuerung auch gegenüber lokalen adligen Interessen beabsichtigten, gerade das Bündnis mit den bürgerlichen Schichten, die sie dafür auch ausreichend versorgen mussten.

⁵² Kühne, Brigitte: Die Bibliothek als Zentrum der Begegnung, der Information und des Lernens in Schweden. In: Merkwürdige Welten. S. 51-56.

⁵³ Silvia Verena Tschoff: Popularisierung gelehrten Wissens im 18. Jahrhundert. Institutionen und Medien. In: Dülmen S. 469-489.

An der Geschichte der Bibliothek lässt sich die politische Geschichte einer Gesellschaft verfolgen. „Dass die Bibliotheken so direkt und unauflöslich mit den politischen Ereignissen und Entwicklungen verbunden sind, hat [...] darin seinen Grund, dass sie keine Objekte versammeln, die eine ästhetische Schau intendieren, sondern auf eine Lektüre angelegt sind, in der das Interesse am Thema eine entscheidende Rolle spielt“ (Jochum 2004, S. 277). Der Grund sei in der Unterscheidung des Buches von anderen Sammelobjekten, bei denen der ästhetische Aspekt im Vordergrund steht, zu finden:

Während daher die Sammlungen der Frühen Neuzeit insgesamt einem ästhetischen Programm folgen, das gerade in der Distanz zur Politik seine Berechtigung findet, beginnt die Teilsammlung der Bibliothek, je mehr sich die Bücher dem ästhetischen Programm der Sammlungen als inkompatibel erweisen, eine Eigenständigkeit zu entwickeln, deren Modus nicht die Ästhetik, sondern die Politik ist.“ (ebd.)

Die Instrumentalisierung der Bibliothek zieht sich bis in die jüngste Geschichte. Der Wiederaufbau der (deutschen) Bibliotheken dauerte bis in die 50er Jahre hinein. „Dabei wurden auch die Bibliotheken [ähnlich wie die Medien des Landes, Anm. es] sehr schnell ins politische Kalkül der Siegermächte einbezogen.“ (Jochum 2007, S. 185)

Die Bibliothek ist aber nicht nur politisches Instrument, sondern auch ein Spiegel (oder Seismograph, vgl. Rost S. 34) der Gesellschaft:

Die Bibliotheken gediehen nicht nur in Glanz und Prunk, den schöne Bildbände preisen und staunende Touristen in ihren Erinnerungen forttragen. sie überlebten (oder gingen unter) im Kampf gegen Kriege, Naturkatastrophen, Rattenfraß, Schimmelbefall, unverständige Dienstherrn und provisorische Mitarbeiter.“ (Rost S. 75)

6.5 Die Bibliothek in der Wissensgesellschaft

Die moderne Wissensgesellschaft entsteht im Europa der frühen Neuzeit. Universitäten lösen Klöster als Stätten der Gelehrsamkeit ab, sind aber keine Entwickler von neuen Ideen. Kaffeehäuser und Salons sind während der Aufklärung wichtig für die Verbreitung von Ideen (vgl. Burke S. 67). Es bilden sich Lesergemeinschaften, die je nach Schwerpunkt und Region unterschiedlich aufgebaut sind (siehe Kap. 5.4.5 Lesegesellschaften). Deren ökonomischer Vorteil: man muss nicht alle Bücher bzw. Zeitschriften selbst kaufen (es werden hauptsächlich Zeitschriften gelesen). Bibliotheken

sind Teile privater Sammlungen und noch nicht „öffentlich“. Sie sind als eigenständige Institutionen für die Entwicklung der Wissensgesellschaft allerdings relevant: In „Bibliotheken, Klöster[n] und Abteien“ pflegten Gelehrte ihre Versammlungen abzuhalten (vgl. Burke S. 58). Bacon bezeichnete die Bibliotheken als „Sitze und Orte der Gelehrsamkeit“, Thomas Sprat als „Sitze des Wissens.“ (zit. nach Burke S. 58).

Diese Orte und Versammlungen

[...] hatten eines gemeinsam: Sie boten Möglichkeiten für Erneuerung, für neue Ideen, neue Denkweisen, neue Themen sowie für Erneuerer, egal, ob sie akademisch respektabel waren oder nicht. Aufmerksamkeit verdient auch die Tatsache, dass an diesen Orten die Diskussion gefördert wurde. Intellektuelle Debatten waren ja stark durch die Formen von Soziabilität bestimmt und durch die sozialen Netzwerke, in denen sie stattfinden, vom Seminarraum bis zum Kaffeehaus. (Burke S. 58)

Nähmen wir diese Tatsache allerdings als historische Rechtfertigung für die Bibliothek als „Ort des Wissens“, so muss das entsprechend dem Zitat auch für Seminarräume und Kaffeehäuser gelten.

War die Institutionalisierung von Büchersammlungen der Motor für die Entwicklung der Wissensgesellschaft, so wurden derartige Institutionen früher oder später zu „Hemmnissen für weitere Innovationen [...]. Sie verwandeln sich in Stätten von Interessensgruppen, die in das System investiert haben und darum bangen, ihr intellektuelles Kapital zu verlieren.“ (S. 67). Bei Burke ist ein wichtiges Kriterium für die Entwicklung einer Wissensgesellschaft, „brillante neue Ideen“ hervorzubringen.

6.6 Sonderfall Nationalbibliothek – PR für den Staat?

Was eine Nationalbibliothek etwa von einer Universitätsbibliothek unterscheidet, ist rein äußerlich im Aufbau der Sammlung und in unterschiedlichen gesetzlichen Regelungen (z.B. Pflichtexemplarregelung für die Nationalbibliothek) erkennbar. Gibt es aber noch andere Merkmale, welche die Nationalbibliothek zum Sonderfall machen? Wozu überhaupt eine Nationalbibliothek?

Die Geschichte der Nationalbibliotheken reicht nicht sehr weit zurück – eine erste Erwähnung findet man Anfang des 19. Jahrhunderts. In Deutschland etwa war bis zur Benennung der Deutschen Nationalbibliothek 2006 keine derartige Institution vorhanden. Selbst die 2006 entstandene ist auf drei Orte verteilt (Leipzig, Frankfurt, Berlin) und kann nicht auf eine historisch gewachsene Sammlung verweisen wie andere (sie enthält erst seit 1913 in Deutschland erschienene bzw. erscheinende Veröffentlichungen). Allerdings ist in Bayern die „Mutter aller Nationalbibliotheken“ zu finden, die Münchner Hofbibliothek.

Den frühesten Ansatz mit der Bezeichnung *Nationalbibliothek* findet Kaltwasser in München 1802 für die Münchner Hofbibliothek. [...] In einem *Bericht das Bücherausleihen betreffend* der Hofbibliothek vom 18. Februar 1802 an das Kurfürstliche geistliche Ministerialdepartement ist als Hauptzweck dieser *Hof- und Nationalbibliothek* definiert, >>die nationale Bildung zu befördern und allen Wißbegierigen die nöthigen Hilfsquellen zu öffnen<<. (Kaltwasser, zit. nach Ernst S. 851)⁵⁴

Ziel derartiger Institutionen, zu denen Ernst auch die Bezeichnungen „Nationalliteratur“ und „Nationaltheater“ zählt, sei die „Bildung eines *nationalen Bewusstseins*, des *Nationalgeists*“. (ebd.) Nach 1800 erhält das Beiwort *national* unter Bezug auf Frankreich eine antimonarchische Konnotation und beendet damit die Karriere einer Nationalbibliothek in München: „Der *Bericht über die Benennung Nationalbibliothek* vom 29. Oktober 1803 zur Weiterführung der Bezeichnung *Nationalbibliothek* für die Münchner Hofbibliothek vom 29. Oktober 1803 bleibt dementsprechend erfolglos. Seitdem zirkuliert diese Begriffsmünze dort nicht mehr.“ (ebd. S. 851 f.)

Deutlich erkennbar: Das Apostroph „national“ wird nicht zufällig oder willkürlich vergeben. Es wurde bewusst entschieden, ob eine Bibliothek die Bezeichnung „national“ im Namen führen sollte und auch begründet, warum/warum nicht. Das wurde auch international beobachtet und diskutiert, (vgl. Ernst ebd.). Damit ist eine in erster Linie politische Motivation erkennbar. Ziel war eine für alle Bürger offene Bibliothek, die ihnen nicht nur Bildung und Wissenserweiterung versprach, sondern in turbulenten Zeiten vor allem ein starkes Symbol (vgl. Jochum 2004, Vitiello) und eine stabile Integrationsmöglichkeit bot.

⁵⁴ sämtliche kursiven Hervorhebungen in seinen Zitaten Wolfgang Ernst

Der Boden für ein wichtiges Prinzip der einer Nationalbibliothek wurde bereits im 16. Jahrhundert bereitet. 1536 entsteht in der Bibliothek der französischen Könige in Blois, Frankreich, eine erste Pflichtexemplarregelung. Per königlichem Dekret wird die kostenlose Ablieferung je eines Exemplars aller in Frankreich gedruckten Bücher verfügt (vgl. Rost S. 44). Vom 17. bis zum 19. Jh. waren sie eine Möglichkeit, um Zensur einzuführen (Vitiello S. 273). Im 20. Jh. könnte die Pflichtexemplarregelung ein Mittel sein, die kulturelle Tradition eines Landes durch das Ziel neu zu erfinden, seine historische Nationalsammlung aufzubauen. Oder, pathetischer ausgedrückt: „Wenn eine Nationalbibliothek eine wesentliche Komponente eines Staates ist, kann eine starke Nationalbibliothek nur der Ausdruck einer triumphierenden Nation sein.“ (Vitiello ebd.)

Nationale Sammlungen etablieren sich nach den Napoleonischen Kriegen und dem Wiener Kongress, um 1815. In dieser Zeit entstehen neue Staaten, deren Regierungen direkt, ohne Mittelsmänner, das Volk regieren. Mit zwei „kulturellen Problemen“ hatten die Regierungen der neuen Staaten umzugehen: Einerseits eine gemeinsame Sprache für alle Bürger, die auch als Amtssprache angewendet werden kann. Andererseits war eine Gemeinsamkeit ihrer Bürger zu schaffen, so dass diese sich mit der Partei oder den Persönlichkeiten in der Regierung identifizieren konnten (vgl. Vitiello S. 272).

So entsteht im 19. Jahrhundert der „allgemeine Trend der Hofbibliotheken“ (Jochum 2004, S. 274), zu Staatsbibliotheken zu werden und sich immer breiteren Benutzerschichten zu öffnen. Dieser Entwicklung folgt 1920 auch die Wiener Kaiserliche Bibliothek mit ihrer Umbenennung in Nationalbibliothek. Nach dem II. Weltkrieg werden nahezu in jedem europäischen Staat Nationalbibliotheken errichtet (außer z.B. Deutschland). Der Großteil davon sind große Bibliotheken, mit alten und seltenen Büchern, die die historische Kontinuität des geschriebenen Gedächtnisses einer Nation vermitteln (vgl. Vitiello 279).

Die Öffnung der Bibliotheken im 19. Jahrhundert läutet das „moderne Bibliothekswesen“ ein: „Der gesellschaftliche Bedarf zwingt die Institution Bibliothek in neue Richtungen und zu größerer Zweckmäßigkeit. Es entstehen weitere Nationalbibliotheken [...]. In den USA entwickelt sich die Kongressbibliothek [...] zu einer Nationalbibliothek.“ (Rost S. 55

f.) Dementsprechend gilt die „Nationalbibliothek als Symbol der großen öffentlichen Bürgerbibliothek“ (Jochum 2004, S. 275).

Damit ist ihr Nutzen auch nicht in erster Linie, Wissen zu sammeln, zu generieren, und aufzubereiten, sondern ihr Wert ist ein symbolischer: sozusagen Herz und Seele einer Nation zu sein, die Mythen, Legenden und Werte zu sammeln, die die Nation legitimieren und den Staat unterstützen – das schriftliche Erbe eines Landes der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Eine Bibliothek öffentlich zu nennen heißt allerdings noch lange nicht, dass sie auch jedermann offen steht (vgl. Vitiello S. 271⁵⁵, Rost S. 57). Das Prädikat meint zunächst lediglich das Gegenstück zur Privatbibliothek und deutet eine Finanzierung aus öffentlichen, also staatlichen oder kommunalen, Mitteln an. Wer zur Öffentlichkeit, die eine Bibliothek benutzen darf, zählt, bestimmen meist die, die vorgeben, diese Öffentlichkeit zu sein. Sozialer Status und ein gewisses Bildungsniveau entscheiden (vgl. Vitiello ebd.).⁵⁶

6.6.1 Die Österreichische Nationalbibliothek

1920 geht aus der Hofbibliothek des Habsburgischen Kaiserreiches in Wien die „Nationalbibliothek“ hervor. Nach 1945 erfolgte die Umbenennung in „Österreichische Nationalbibliothek“, was deren späteren Direktor Josef Stummvoll der die Zeit zwischen 1938 in seiner „Geschichte der Österreichischen Nationalbibliothek“ wohlweislich ausspart, zur Vermutung verleitet, erst damals sei das „Selbstbewusstsein, das Vertrauen in eine eigenständige österreichische Nation entstanden, das diese Umbenennung rechtfertigte.“ Den Antrag zur Umbenennung stellte Josef Bick, von den Nationalsozialisten nach Dachau deportiert und nach Ende des 2. Weltkrieges wieder als Generaldirektor eingesetzt. „Die Geschichte der Bibliothek als eine zentrale

⁵⁵ [...] opening a library to the public does not necessarily mean that a library is public. Vitiello S. 271

⁵⁶ Im Frankreich des 17. Jahrhunderts waren zur Benutzung der öffentlichen Bibliotheken etwa lediglich die „savants“ (Gelehrte) und die „gens de lettres“ (Gebildete) zugelassen.“ (Rost S. 57). Hinsichtlich der Schulbildung und den Möglichkeiten der Bevölkerung zu dieser Zeit kann man sich vorstellen, dass nur eine Elite Zugang zu Bibliotheken hatte. Die andere Frage ist, was es jemandem nützt, der nicht lesen kann, eine Bibliothek zu besuchen. Insofern kann eine „natürliche“ Zugangsbeschränkung angenommen werden – wer nicht schwimmen kann, wirft sich nicht in rauschende Fluten.

Gedächtnisinstitution des Landes spiegelt die Geschichte Österreichs im Ganzen paradigmatisch wider.“⁵⁷

In den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts hatte sich die Österreichische Nationalbibliothek – nicht anders als andere derartige Institutionen – zwischen Tradition und technologischer Entwicklung zu positionieren. Doch „im gesellschaftlichen Wandel integriert“ schien das nicht weiter problematisch:

Heute versteht sich die Österreichische Nationalbibliothek in ihrem funktionalen Gesamtspektrum als mehrdimensionale Drehscheibe im weltweit vernetzten, sprach- und landesentgrenzten Informationskreislauf. Im gesellschaftlichen Wandel integriert, ist sie vornehmlich modernes Informations- und Kommunikationszentrum, gleichzeitig aber auch Stätte der Begegnung für künstlerisch-wissenschaftliche Veranstaltungen wie weiterhin ebenso noch Ort stiller Gelehrsamkeit. (Duchkowitsch, S. 11)

Auch die Österreichische Nationalbibliothek ist sich ihrer Rolle als „identitätsstiftendes Symbol der Österreichischen Nation“ (ebd.) bewusst. „Wenn heute ihre jugendlichen und ihre älteren BenutzerInnen im täglichen Umgang ebenso selbstverständlich von der NB sprechen, wie etwa die Pariser von der BN, so kommt darin auch ein Selbstverständnis der Österreichischen Nation zum Ausdruck, das eigens nicht mehr bezeichnet werden muss“ (ebd.) – es scheint doch tatsächlich etwas kühn, bereits von einem Selbstverständnis einer Nation zu sprechen, wenn in Abkürzungen gesprochen wird.⁵⁸

Die Österreichische Nationalbibliothek untersteht heute dem Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (bmukk). Dieses bezeichnet sie als

⁵⁷ Siehe Homepage der Österreichischen Nationalbibliothek, <http://www.onb.ac.at/about/geschichte.htm>, Zugriff am 16. August 2008, 20.00 Uhr.

⁵⁸ Wolfgang Ernst begründet auch, warum es in Deutschland bis zum 21. Jh. gedauert hat, dass eine *Nationalbibliothek* entstehen konnte – Aus der Deutschen Bibliothek in Frankfurt / Main und der Deutschen Bücherei in Leipzig wurde nach der Wiedervereinigung *Die Deutsche Bibliothek*. Der Name *Nationalbibliothek* wurde verworfen, da er „der historischen Bibliotheksentwicklung in Deutschland nicht entspräche. Entgegen seiner möglichen wissensarchäologischen Begründung (in) der Paulskirchen-Parlamentsbibliothek gilt der Begriff als missverständlich, da die Sammlungen der Bibliothek zwar deutschsprachig, aber länderübergreifend seien. [...] Das *deutsch* im Namen bezieht sich ausdrücklich auf die Sprache der verwahrten Bücher und nicht auf einen Staat;“, S. 852 f. Hier scheint es sich also nicht um eine politische, sondern tatsächlich um eine Begründung zu handeln, die allein auf die gesammelten Bücher verweist. Diese Einschränkung scheint ja mittlerweile vernachlässigbar zu sein.

[...] geistiges Zentrum für Österreichische Identität und Aufbewahrungsort für das Weltkulturerbe. Zu ihren Aufgaben gehören vor allem die Sammlung und Erschließung der gesamten in Österreich erschienenen und hergestellten Literatur sowie die im Ausland erschienene Literatur mit Österreichbezug. Die wissenschaftliche und kulturgeschichtliche Bedeutung wurde und wird durch die Spezialsammlungen von Handschriften, Inkunabeln und Nachlässen, von Papyri, Landkarten, Musikkultur, Portraits und Fotos repräsentiert.⁵⁹

6.6.2 Wozu Nationalbibliotheken?

Nationalbibliotheken tragen das kulturelle Erbe einer Nation in sich, unter denen sich auch geraubte Werke befinden können (aus Privatbesitz, vgl. Hall, Maar oder auch aus dem Besitz anderer Nationen – „Nach dem Verlust der „Mutter aller Bibliotheken“, wie die Palatina⁶⁰ gerne apostrophiert wurde, war Deutschland jedenfalls nicht nur ein bibliothekarisches Stiefkind, sondern intellektuelle Provinz.“ (Jochum 2004, S. 277)) und bilden den Kern, um den sich eine Nation aufbauen kann. Das ist nicht nur positiv, sondern auch durchaus kritisch zu sehen. Damit bieten sich nämlich natürlich auch mannigfaltige Möglichkeiten, das kollektive Gedächtnis zu manipulieren: „What an extraordinary way of re-inventing the cultural tradition by providing evidence of the continuity of national core values along the centuries!“ (Vitiello S. 272)

Die Chance für Nationalbibliotheken sieht etwa Vitiello in der Zukunft, in der Digitalisierung und im Bewahren von Kulturgütern wie etwa der Landessprache (und sie begleitende lokale Dialekte), die durch die Globalisierung bedroht ist. Im Zeitalter der Digitalisierung können sie zudem Vorreiter sein im Sammeln und Zur-Verfügung-Stellen elektronischer Dokumente [diese Chance wurde ja – zumindest was die Österreichische Nationalbibliothek betrifft, nicht wahrgenommen. Die Bibliothek hinkt der Entwicklung der Digitalisierung eher hinterher, Anm. es]. Sie könnten auch dazu beitragen, die Wissenskluft zu verringern und sollte in heutigen Gesellschaften nicht mehr länger das Symbol eines mächtigen Nationalstaates repräsentieren: „Heute sind sie aufgerufen, die Vertreter und eindeutigen Verteidiger pluralistischen Ausdrucks und kultureller Diversität (Unterschiedlichkeit) zu sein.“ (Vitiello S. 281 f.)

⁵⁹ Homepage des bmukk, www.bmukk.gv.at/kultur/oenb.xml, Zugriff am 21. 02. 2008, 16.55 Uhr

⁶⁰ Die Bibliotheca Palatina in Heidelberg umfasste drei Bibliotheken. Während des dreißigjährigen Krieges musste sie 1622, bis auf wenige Exemplare, Papst Gregor XV überlassen und in den Vatikan transportiert werden. In den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wurde ihr ursprünglicher Bestand katalogisiert.

Folgt man Vitiellos Ausführungen, ist die Nationalbibliothek wie keine andere Institution dazu geeignet, interne Öffentlichkeitsarbeit bzw. Customer Relationship Management (CRM) für die Regierung einer Nation zu leisten:

Gemeinsame Mythen und Geschichte, eine gemeinsame Sprache sind die Grundzutaten einer nationalen Identität. Sie werden durch eine Erzählung ausgedrückt, die mit gemeinsamen Symbolen kommuniziert wird – Flagge, Hymne, Paraden, nationale Währung, Hauptstadt sowie literarische und kulturelle Werte – Mythen, Helden, Folklore. (Vitiello S. 284)

Vor diesem Hintergrund werden Pflichtexemplare zu einem perfekten Instrument, um die symbolische Macht eines Staates zu bestätigen. Die Regelung vermittelt das Bedürfnis einer Bibliothek, eine Referenzsammlung zu schaffen mit dem Mandat, das geschriebene Erbe eines Landes an die Öffentlichkeit weiterzugeben.

Während in den 70er Jahren öffentliche Bibliotheken einen Modernisierungsschub erfahren und sich den neuen Medien und neuen Publikumsschichten geöffnet haben, bleiben Nationalbibliotheken elite- und forschungsorientiert und tun das Sammeln von nicht-literarischem Material (Film, Audio, Musik) als irrelevant ab (ebd. S. 281). Dieser Trend scheint sich in den 90er Jahren umgekehrt zu haben und Nationalbibliotheken rücken wieder in den Mittelpunkt des Interesses, in mehreren europäischen Städten werden Monumentalbauten errichtet. Im Zuge der Globalisierung könnte ihre Hauptaufgabe künftig darin bestehen, nationale Sprachen und Kulturen zu erhalten sowie die Position von Minderheitensprachen zu schützen und zu stärken. (ebd). Das könnte auch Battles freuen: „Wenn die ganze Fülle einer Kultur sich in ihrer Literatur – als Ganzes gesehen – ausdrückt, dann haben die Verfasser von Büchern die Bedeutsamkeit der Bibliotheken intuitiv begriffen.“ (S. 47). Doch soll es wirklich Aufgabe und Verantwortung der Autoren sein, in ihrer Literatur vordringlich die Kultur eines Landes auszudrücken – drückt nicht jedes Buch per se die Kultur des Landes aus, dem ein Autor entstammt?

Schließlich sieht Vitiello die Aufgabe und Chance der Nationalbibliotheken darin, die Wissenskluft zu schließen. „In modernen Gesellschaften repräsentieren sie nicht mehr das Symbol eines mächtigen Nationalstaates und seiner vermeintlichen Überlegenheit gegenüber anderen. Heute sind sie aufgerufen, die Favoriten und [...] Verteidiger eines

pluralistischen Ausdrucks und kultureller Diversität zu sein – eine Mission, für die sie ihre symbolische Funktion neu erfinden und in die Praxis umsetzen müssen.“ (ebd. S. 282).

6.6.2.1 *Heinrich Loewe und die jüdische Nationalbibliothek*

Welche Bedeutung eine Nationalbibliothek „als Mittel zur Identitätsbildung“ (Loewe S. 10) für ein Volk tatsächlich hat, lässt sich an der Forderung von Heinrich Loewe ermessen. Er fordert 1905 eine jüdische Nationalbibliothek, die in Jerusalem stehen soll. Sein 30-seitiges Buch stellt praktisch ein Konzept, eine Ideensammlung dar, wie eine Nationalbibliothek aussehen und welchen Zweck sie erfüllen soll. Daraus kann man ableiten, welche Anforderungen Loewe – er vergleicht Nationalbibliotheken international – an eine derartige Institution stellt und welche er daraus für eine jüdische Nationalbibliothek formuliert.

Loewe bezeichnet die Bibliothek als „die Schule der Erwachsenen“ (Loewe, S. 5) und spricht von einem „unermesslichen Wert“ (S. 7), den die Volks- und Gelehrtenbibliotheken für nationale Gemeinschaften haben. Noch weiter gehe der Nutzen einer Nationalbibliothek: „Diese Nationalbibliotheken sind aber auch zugleich das gewaltige Rüstzeug, dessen sich die nationale Wissenschaft bedient, um sich immer weiter und mächtiger zu entwickeln, um als echt nationale Institute zugleich dem wahren Geistesfortschritt der Menschheit zu dienen.“ (ebd. S. 7)

Es sei daher „eine einfache Folge aus der Existenz einer jüdischen Nation, die den Anspruch erhebt, ein Kulturfaktor in der Menschheit bleiben zu wollen, dass sie daran geht, ihre geistigen Schätze in einer Bibliothek zu sammeln, die eben allein durch ihre Existenz national ist.“ Das Bestehen einer jüdischen Literatur, einer jüdischen Wissenschaft ergebe die unabweisbare Notwendigkeit einer jüdischen Nationalbibliothek. (ebd.) Es sei daher unabdingbar, dass das Wissen des Jüdischen Volkes und auch was darüber bekannt sei, „eine dauernde öffentlich anerkannte und gesicherte Heimstätte finde[t], deren sie mindestens so sehr bedarf wie das Jüdische Wandervolk“ (ebd. S. 8). Loewe versteht die Bibliothek tatsächlich als einen Ort, an dem das – schriftlich vermittelbare – Wissen zu Hause sein soll: „Wenn uns nichts Menschliches fern sein kann noch soll, so können wir um so weniger irgend ein Gebiet menschlichen Denkens und Dichtens, Schauens und Schaffens von unserm Wissen und von unserer Bibliothek

ausschließen.“ (ebd., S. 9). Doch erwartet Loewe von der Nationalbibliothek nicht, elfenbeinturmartig Publikationen der Wissenschaft zu horten und auch nur Wissenschaftlern zugänglich zu sein – „sie muss zugleich auf ein minder hohes Niveau herabsteigen und die breite Stätte sein, worauf sich die allgemeine Bildung erhebt.“ (ebd. S. 10). Nationalbibliothek also im Sinne, nicht nur eine Nation zu repräsentieren, sondern vor allem, jedem Menschen dieser Nation zugänglich zu sein. So ist die Nationalbibliothek „Gelehrtenbibliothek, [...] Gebildetenbibliothek und [...] Volksbibliothek, kurz [...] echte und wahre Nationalbibliothek [...]“ (ebd. S. 26). Loewe sieht die Bibliothek auch als Mittel, durch Bildung den „Opfer(n) der Unwissenheit und des Aberglaubens, die sich für gelehrte Volksführer halten“, „Licht“ in Form der Nationalbibliothek entgegenzusetzen zum „Weiterbau des geistigen Fortschrittes“. (ebd.)

Schließlich spricht Loewe auch die Pflichtexemplarregelung an: „Es ist natürlich, dass es das Ideal einer Nationalbibliothek sein sollte, dass e i n Exemplar eines jeden jemals erschienenen Buches sich in ihr befinden (sic!) (ebd. S. 20).

6.7 Sammeln mit System

„Die Verbindung zwischen Sammeln und Wissenschaft ist wesentlich komplexer, als es die Vorstellung von einer diffusen Anhäufung zur möglichen späteren Wissensgenerierung oder von einem gezielten, systematischen Vervollständigen des Wissens nahe legen möchte“ (Rost S. 7). Sammeln – und das damit verbundene „Aufheben“ oder „Bewahren“ war auch immer ein Ausdruck des Versuches, den Lauf der Zeit aufzuhalten oder zumindest zu bremsen:

Nicht ein übersichtlicher Plan des Wissens und seiner Kategorien war im 19. Jahrhundert entscheidend (und damit auch die Vorstellung von einer irgendwann erreichbaren Vollständigkeit), sondern das unablässige Anhäufen angesichts einer zunehmend empfundenen Beschleunigung des Lebens. Die wissenschaftliche Sammlung erhielt damit insofern einen Archivcharakter, als die in ihr aufbewahrten Objekte vor dem Vergessen geschützt werden sollten. Der Akt des Sammelns wurde zu einem permanenten, vielleicht auch vergeblichen Kampf gegen die Vergänglichkeit.“ (Heesen/Spary S. 18 f.)⁶¹

⁶¹ Anke te Heesen, E. C. Spary: Sammeln als Wissen. In: Heesen / Spary: Sammeln als Wissen, S. 7-21.

Was aber machte dann die Wissenschaftlichkeit einer Sammlung aus – woran konnte man sie erkennen? Rost bietet eine Antwort an: „Der Sammler konnte dort als Wissenschaftler wahrgenommen werden, wo er die hochentwickelten Ordnungstechnologien seiner Zeit einsetzte und nutzbar machte“ (Rost S. 14).

Für den Bibliothekar Battles etwa findet durch das Sammeln von Büchern ein Transformationsprozess der Objekte statt: „Bibliotheksbücher werden in großen Mengen zusammengetragen, angehäuft und zurechtgestutzt, gelesen und vergessen. So haben sie denn ein ganz eigenes Leben und eine eigene Geschichte, und zwar nicht als Texte, sondern als physikalische Gegenstände dieser Welt.“ (Battles S. 17) Doch welche Bedeutung hat ein Buch als „physikalischer Gegenstand“ – welche Rolle hat es in der Bibliothek zu erfüllen?

Seit es Sammlungen gibt – in Europa sind die mittelalterlichen Sammlungen Ausgangspunkt für Bibliotheken – mussten die Objekte gekennzeichnet und in irgendeiner Form inventarisiert werden, um nicht den Überblick zu verlieren. Bei Büchern gestaltete sich die „Inventarisierung“ umso schwieriger, als sie sich – abgesehen von besonders prachtvollen Ausgaben – rein äußerlich nicht unterschieden. Doch nach welchen inhaltlichen Vorgaben sollten sie geordnet werden?

Jahrhundertlang sollte vor allem von wissenschaftliche Bibliotheken „die Systematik den Kosmos des Wissens und letztlich den Zusammenhang der Dinge selbst widerspiegeln“ (Jochum 2007, S. 192 f.). Später, bei den Neugründungen mit Freihandaufstellung, war ein anderes Ordnungskriterium im Vordergrund: „Die systematische Freihandaufstellung wurde [...] zwecks einer unterstellten größeren Benutzerfreundlichkeit eingeführt, wobei es auf einen wie auch immer definierten „logischen“ Bezug der einzelnen Teile des Systems nicht mehr ankam.“ (ebd., S. 193) Es geht also – denn wir sprechen hier von den Bibliotheksneugründungen ab 1960 – nicht mehr darum, den Kosmos des Wissens in irgendeiner Form abzubilden, sondern den Nutzern die „Erschließung der Buchbestände“ möglichst zu erleichtern. Dem theoretischen Argument wird nun ein praktisches übergeordnet (vgl. ebd.). Jochum kritisiert diesen benutzerfreundlichen Ansatz, der den Katalog zum „Leitsystem“ degradiert.

6.8 Totgesagte leben länger – die Bibliothek im Informationszeitalter

6.8.1 Die „Informationsgesellschaft“

Zum Begriff „Informationsgesellschaft“ gibt es eine Reihe von diskussionswürdigen Definitionen, die davon ausgehen, dass sich die Informationsgesellschaft der Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT) bedient und durch diese gekennzeichnet sei. Zahlreiche Regierungen der EU-Mitgliedsstaaten und die EU-Regierung selbst publizieren Definitionen, Anleitungen und Stellungnahmen. So etwa das österreichische Bundeskanzleramt (2009):

Das Konzept der Informationsgesellschaft entstand vor allem während der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts im Rahmen der Diskussion um den so genannten Information Superhighway. Der Begriff fand sich im US-amerikanischen Regierungsprogramm der Clinton/Gore-Administration, die damit das Konzept für ein integriertes, breitbandiges Universalnetz mit vielfältigen öffentlichen (etwa Vernetzung aller Schulen und Bibliotheken) und kommerziellen (beispielsweise Video on Demand, Interaktives Fernsehen) Funktionen ventilierte.

In der Folge wird von der „informationstechnologischen Revolution“ gesprochen, für die Begriffe wie „Informationszeitalter“, „Wissensgesellschaft“, „Netzwerkgesellschaft“ oder eben "Informationsgesellschaft" synonym verwendet werden können/sollen.

Unstrittig ist jedoch, dass sich die Industriegesellschaft in einem dynamischen Transformationsprozess befindet, der sich insbesondere durch den sprunghaften Anstieg des Einsatzes von Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT) für Gewinnung, Speicherung, Verarbeitung, Vermittlung, Verbreitung und Nutzung von Informationen manifestiert. (ebd.)

Dazu passend der Beitrag des deutschen Rates für Forschung, Technologie und Innovation, der in der Informationsgesellschaft eine Gesellschaftsform erkennt, „in der die Gewinnung, Speicherung, Verarbeitung, Verbreitung und Nutzung von Informationen und Wissen einschließlich wachsender technischer Möglichkeiten der interaktiven Kommunikation eine entscheidende Rolle spielen“ (BM für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie 1995, zit. nach Duchkowitsch, Anhang S. A1).

Zusammengefasst die Genese dieser Begriffskonstruktion:

Basis all dieser Überlegungen, [dass die Informationsgesellschaft das Ergebnis einer primär technologisch bedingten Entwicklung ist] ist ein evolutionäres Geschichtsverständnis, ausgehend von einer mehr oder weniger geradlinigen Entwicklung in Stufen: von der vorindustriellen Agrargesellschaft über die Industriegesellschaft zur postindustriellen Informationsgesellschaft. (Anhang S. A3)

6.8.1.1 Kritik an der „Informationsgesellschaft“

Doch das Konzept der postindustriellen Informationsgesellschaft ist in den Augen der Kritiker „ein unerfüllbarer Mythos, eine Worthülse, die im Dienste bestimmter Interessen steht“ (Anhang S. A3). Es weist laut Duchkowitsch „fünf Schwachstellen“ auf: So habe es erstens mit „methodischer Unzulänglichkeit“ zu kämpfen. Das treffe etwa auf den Ansatz von Daniel Bell (Die nachindustrielle Gesellschaft, 1985, zit. nach Duchkowitsch) und Untersuchungen von Machlup/Porat zu. Diese betreffen die These vom zunehmenden Anteil der Informationsarbeiter sowie die These vom zunehmenden Anteil des Informationssektors am Bruttosozialprodukt.

Es gebe zudem keinen empirischen Nachweis für die propagierte Entwicklung. Drittens fehle der „Informationsgesellschaft“ das Neue, das einzigartige Charakteristikum: „Das theoretische Wissen, dem Bell in der „Informationsgesellschaft“ eine zentrale Position zuweist, hat diese Stellung bereits seit Beginn der Industriegesellschaft inne. Die Akkumulation theoretischen Wissens und dessen Anwendung in Technik und Wirtschaft ist eine Entwicklung, die schon vor langer Zeit begonnen hat.“ (Anhang S. A3) Es handle sich also nicht um die bahnbrechende Neuheit, als die sie so gerne dargestellt werde.

Viertens sei der Informationsbegriff ein „ökonomisch reduzierter“, Information werde als Ware oder als Produktionsfaktor verstanden, als „Gegenstand, der gekauft, verkauft und für ökonomische Zwecke eingesetzt wird oder zumindest instrumentalisiert werden kann. Es geht in diesem Fall nicht darum, wie es der qualitative Informationsbegriff meint, dass ein Mehr an subjektivem und objektivem Sinn erschlossen wird“ (ebd.). Weiters werde immer wieder auf die „Bedeutung von Information (und Kommunikation) in der Industrie und für die Industrie verwiesen.“ Damit verschwimmt die Abgrenzung der Begriffe neuerlich:

Selbst innerhalb des postindustriellen Paradigmas ist also keine Ablösung der Industriegesellschaft in Sicht, auch wenn bestimmte Aspekte der Industriegesellschaft verändert worden sind. Bestenfalls könne man daher, wenn schon vom ökonomischen System auf die Gesamtgesellschaft geschlossen werden soll, von einer Informationsindustriegesellschaft [sprechen]. (ebd.)

W. Duchkowitsch bemerkt weiter, dass im Zusammenhang mit Information und Kommunikation in der nicht-wissenschaftlichen Öffentlichkeit in Bezug auf Informationsgesellschaft Schlagwörter fallen wie etwa „Informationsübertragung, Informationsaustausch, Interaktivität, Teilhabe an einem gemeinsamen Informations- oder Wissensbestand, Verständigung der Völker, herrschaftsfreie Kommunikation bei der Beschreibung von Demokratisierungs- und Egalisierungsprozessen.“ (Anhang S. A1) Gehe es dann darum, Kommunikation genau zu definieren, zeige sich sehr bald, dass sich unter diesen „schönen Ideen der Verständigung“ (ebd.) eigentlich ganz etwas anderes verberge. Duchkowitsch zitiert Al Gore: „In its most basic, communication is the transfer of information from one human being to another.“ (zit. nach Duchkowitsch, Anhang S. A1)

Von Teilhabe und Verständigung sei hier keine Rede. „Daraus ist zu schließen, dass für viele Menschen der Begriff der Transmission konstitutiv für Kommunikation betrachtet wird. Der Rest der Elemente von Kommunikation ist Ergänzung, aber nicht unbedingt notwendig“. (ebd.) Sind es also tatsächlich die ständig weiter verbesserten neuen Technologien, auf die sich die Informationsgesellschaft reduzieren lässt? Geht es mehr um die Übermittlung als um die Inhalte? Verbessert die schnellere, durch Störungen unbehelligte Übertragung die Kommunikation? Ist es dann legitim, tatsächlich von einer Gesellschaftsform zu sprechen?

Duchkowitsch fasst die Diskussion zusammen:

Die Apologeten sind überzeugt, dass der Begriff „Informationsgesellschaft“ mehr als angemessen ist, unabhängig von seiner Verwendung im öffentlichen Diskurs, angesichts aber der gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklung. In den Augen der Kritiker ist die Informationsgesellschaft ein unerfüllbarer Mythos, eine Worthülse, die im Dienste bestimmter Interessen steht. (Anhang, S. 98)

Dass die Begriffe „Information“ und „Wissen“ keinesfalls synonym gebraucht werden können, wird in Kap. 4 ausführlich erörtert. Ob „Wissensgesellschaft“ und „Informationsgesellschaft“ ein und dieselbe Gesellschaftsform bezeichnen, kann daher in

Frage gestellt werden. Und schließlich – was bewirken die Informations- und Kommunikationstechnologien? Wie sieht McLuhans „globales Dorf“ aus? Stellt nicht die Nachrichtenwert-Theorie von Lippmann diese Vorstellung von einer „friedlichen Gemeinschaft“ in Frage? Nähe liegt an erster Stelle der Faktoren, die Aufmerksamkeit gewährleisten – gefolgt von Prominenz, Überraschung und Konflikt. Diverse Studien weisen darauf hin, dass vor allem räumliche Nähe auch im Informationszeitalter eine bedeutende Rolle spielt und damit ein realer Faktor ist, der in den Neuen Medien nicht ausgeschaltet werden kann.⁶²

Relevant ist hier auch eine Aussage von Frank Hartmann: „Information wird zur ebenso signifikanten wie abstrakten Eigenschaft des ausgehenden 20. Jahrhunderts, um die sich praktisch alles dreht.“ (Hartmann, S. 41) Dass hier die Bibliothek unterstützend wirken kann, davon ist etwa die designierte Präsidentin der IFLA überzeugt. Für sie ist die Bibliothek ein „wichtiger Teil der Informationsgesellschaft.“

6.8.2 Die Bibliothek in der „Informationsgesellschaft“

Schmidtke sieht einen Vorteil öffentlicher Bibliotheken darin, auch in der Kommunikationsgesellschaft nicht marktwirtschaftlichen Gesetzen unterworfen zu sein und daher Information und Wissen vor deren Zugriff zu bewahren:

Unabhängige und nicht dem unmittelbaren Marktinteresse unterworfen Information kann als Bestandsvoraussetzung für moderne Demokratien und eine funktionierende Zivilgesellschaft betrachtet werden. In dieser Hinsicht haben Bibliotheken und Archive hervorragende Voraussetzungen der Tendenz entgegenzuwirken, dass Wissen und Information durch mächtige Anbieter monopolisiert und rein kommerziellen Interessen unterworfen wird. (zit. nach Duchkowitsch, Anhang S. A8)

Kann das aber auch etwa für die Digitalisierung von Büchern und der „Weltbibliothek“ im Internet gelten? Auch hier gilt – die bessere Technologie scheint zu siegen. Ist Google kein kommerzieller Anbieter? W. Duchkowitsch gibt zu bedenken, dass – abgesehen von diesem Anspruch an Bibliotheken *und* Archive – diese These „auf dem Gedanken des umseitig informierten und mit dieser Information souverän umgehenden Bürgers“ aufsetzt

⁶² vgl. etwa Christiane Eilders (1997): Nachrichtenfaktoren und Rezeption: Eine empirische Analyse zur Auswahl und Verarbeitung politischer Informationen bzw. Dirke Köpp (2005): „Keine Hungersnot in Afrika“ hat keinen besonderen Nachrichtenwert. Afrika in populären deutschen Zeitschriften (1946 - 2000).

„und der Kritik an der naiven Vorstellung, dass der simple Anstieg an Informationen und die Vereinfachung der Kommunikation eine ‚elektronisch emanzipierte Gesellschaft‘ erzeugen würde.“ (ebd.) Setzt nicht die Informationsgesellschaft an sich mit komplizierten Technologien vertraute und mit Information souverän umgehende Bürger voraus? Ist hier eine Spaltung der Gesellschaft in die „facebook“ und „Twitter“-communities zu befürchten, die urban, mobil und gewandt Technologien für ihre Zwecke nützen und jene, die – abgesehen vom fehlenden Zugang – über das technische Know-how und die Mitteilungsfähigkeit nicht verfügen?

So stellt auch Schmidtke fest: „Durch das Internet [...] ist zwar der Zugriff und der Umgang mit Information einfacher geworden, ohne dass hieraus aber zu schließen wäre, dass dieser Prozess notwendig zu mündigeren und engagierten Bürgern geführt hätte.“ (ebd.) Das scheint kein Generationen-, sondern ein Bildungsproblem zu sein. Bildungsferne Schichten profitieren damit auch in der Informationsgesellschaft nicht von der – in diesem Zusammenhang im besten Sinne so genannten – konservativen Bibliothek.

Oliver Schmidtke sieht daher auch die Aufgabe der Bibliothek darin, vertrauensbildende Maßnahmen zu treffen:

Insbesondere Bibliotheken sind privilegierte Orte der Fortbildung und der Informationsaufnahme, die vor dem Hintergrund, dass viele Menschen eine Schwellenangst vor dem neuen Medium haben, die außerordentliche Aufgabe haben, breite Bevölkerungsteile an die neuen Technologien heranzuführen und kompetente Hilfe in deren Nutzung bereitzustellen. (zit. nach Duchkowitsch, Anhang S. A10)

Doch hier stellt auch W. Duchkowitsch fest, dass auch „viele Menschen eine Schwellenangst vor Bibliotheken haben“ (ebd.).⁶³ Zudem führen eingeschränkte Öffnungszeiten, häufig auf Personalmangel zurückzuführen [siehe Zitat Jobst Tehnzen], und keine bis wenig zielführende Öffentlichkeitsarbeit, um Menschen für das Lesen, Bücher und Bibliotheken zu begeistern, dazu, dass diese neuen Bildungszentren für den Umgang mit neuen Medien möglicher Weise mit geringer Frequentierung rechnen müssen.

Zu benutzergerechten Öffnungszeiten stellt Jobst Tehnzen⁶⁴ fest:

⁶³ vgl. Exkurs zur wachsenden Wissenskluft S. 13

⁶⁴ In: Jürgen Hering (Hg) 1993: Die wissenschaftliche Bibliothek.

Optimale Nutzung der Bibliotheksbestände verlangt optimale Öffnungszeiten. Nicht nur ein umfangreiches Angebot, sondern vor allem auch ein leichter Zugang ist Voraussetzung für die Nutzung [...]. Hier liegt zur Zeit ein offensichtlicher Defizitbereich vor: Verkürzungen der monatlichen Arbeitszeit, in ihrer fatalen Wirkung verstärkt durch [...] Personaleinsparungen widersprechen den wachsenden Anforderungen einer immer stärker von Wissen und Information abhängigen Gesellschaft. (S. 31)

Tehnzen fordert, die „generelle Öffnung am Wochenende“ als Standard: „Die Bibliothek nur als Wärmehalle, d.h. ohne die Möglichkeit, z.B. auch die gesamte magazinierte Literatur benutzen zu können, bleibt ineffektiv für Benutzer und Bibliothek.

Für zusätzliche intensive Öffentlichkeitsarbeit plädiert auch Schmidtke:

Das hieraus erwachsene Vertrauen sollten Bibliotheken dazu nutzen, sich auch in der Informationsgesellschaft als die zentralen Agenturen zu präsentieren, in denen Information und Wissen breiten Bevölkerungsgruppen nähergebracht wird. Der sinnvolle Einsatz der neuen Medien selbst bei den entsprechenden pädagogischen Aufgaben kann hierbei eine übergroße Erweiterung des Personalbestandes verhindern. (ebd.)

„Learning by doing“ also – indem das „Personal“ mit den neuen Technologien arbeitet, ist es auch in der Lage, sie an Unbedarfte zu vermitteln. Die These ist also eine klare Ansage an eine offensive Öffentlichkeitsarbeit der Bibliotheken, die aber wohl auf konservativem Wege verlaufen muss – denn die künftig im Umgang mit neuen Technologien zu Unterrichtenden werden schwerlich über diese vor erfolgter erfolgreicher Schulung erreichbar sein.

Auch Raabe kann der Verbindung von Tradition und Moderne, was für ihn Kultur ausmacht (vgl. S. 67) einiges abgewinnen, erlauben doch die neuen Technologien eine noch bessere Erschließung des „alten Buches“:

Zur Erschließung dieser kulturellen Tradition stellt uns nun die moderne Technik Werkzeuge zur Verfügung, die es der Forschung ermöglichen, in bisher nicht gekanntem Ausmaße die alten Buchbestände auszuwerten. [...] Durch eben diese Medien [Duchkowitsch schlägt vor, hier eher den Begriff „Techniken“ zu verwenden, Anm. ES] hat das neue Buch zwar Konkurrenz bekommen, das alte Buch aber auch eine Chance, in jeder nur denkbaren Hinsicht erschlossen zu werden. Durch die Erschließung der alten Bestände besteht nicht nur die Chance, ihre Inhalte intensiver zu erforschen, sondern es ist auch durch Reproduktions- und Speichertechniken die Möglichkeit gegeben, sie so weiteren Kreisen zugänglich zu machen. (S. 68).

Eine weitere These von Schmidtke befasst sich mit der oben angesprochenen „konservativen“ Bibliothek. Schmidtke räumt den Bibliotheken zwar „konservative Arbeitsstrukturen“ ein, gleichzeitig aber „über Generationen“ erworbene Qualifikationen der Mitarbeitenden, die ihnen nun zugute kommen:

Bibliotheken haben auf der einen Seite zwar Schwierigkeiten aufgrund der bislang eher konservativen Arbeitsstrukturen sich auf die Herausforderungen der digitalen Verwaltung und Bereitstellung von Information einzustellen, auf der anderen Seite aber – und entscheidend für ihr Potenzial in der Informationsgesellschaft – verfügen sie über [über] Generationen hinweg eingeübte Qualifikationen, die auch im digitalen Zeitalter von entscheidender Bedeutung sein werden. (zit. nach Duchkowitsch, Anhang S. A10)

Daraus leitet Schmidtke die Aufgaben und Funktionen der Bibliothekare in der Bibliothek der Informationsgesellschaft ab.⁶⁵

Das Bild des Bibliothekars in der Informationsgesellschaft wird in der Regel weniger von einem hohen Grad der Spezialisierung auf einzelne technische Fertigkeiten, denn durch die breit ausgelegte und interdisziplinär gestaltete Fähigkeit charakterisiert sein, Informationen zu sammeln, nutzergerecht aufzubereiten und somit als eine Art Vermittler zwischen Informationsanbietern und Nutzern aufzutreten (was besonders im Falle von Spezialbibliotheken durchaus „Informationsspezialisten“ erfordert). (ebd.)

Das wirft die Frage auf, ob Bibliothekare tatsächlich Informationen sammeln bzw. wie sie das bewerkstelligen sollen. Wie soll zudem „interdisziplinär gestaltete Fähigkeit“ erworben werden (vgl. Duchkowitsch, Anhang s. 10)? Hier wiederum stellt sich die Frage nach der Aus- und Weiterbildung der Bibliothekare auf und was sie leisten kann und soll. W. Duchkowitsch stellt fest, dass Bibliothekare künftig als „Guide-worker“ „BenutzerInnen durch die Unwegsamkeiten eines immer unübersichtlicher werdenden digitalen Informationsangebotes zu führen“ haben werden. „Als Knowledge worker“ werden sie sich mit neuartigen Verfahren der Informationsaufbereitung und –vermittlung vertraut machen müssen.“ (ebd.).

⁶⁵ Zum Berufsbild der Bibliothekare siehe auch Kap. 5.5 f.

Schließlich aber können Bibliothekare die auf sie zukommenden (bzw. bereits real existierenden) Aufgaben aber wohl ohne Hilfe nicht in ausreichendem Maße erfüllen:

In großen, leistungsfähigen Bibliotheken werden aber auch Spezialisten eingesetzt werden müssen, die nicht dem bibliothekarischen Berufsstand angehören, z.B. ausgebildete Manager, Informationsbrokers, Kulturmanager, Erwachsenenbildner, Webdesigner und Fachleute der Sozialarbeit. Beispiele im angelsächsischen Raum zeigen diese Entwicklung bereits an. (ebd.)

Schmidtke nimmt die Bibliotheken aber auch in die Pflicht, ihre soziale Verantwortung wahrzunehmen, wenn es um die Vermittlung von Information in der gegenwärtigen Gesellschaft geht:

Bibliotheken müssen ihren Einfluss geltend machen, um die Politik auf die zentrale Bedeutung öffentlich organisierter Informationsvermittlung als Grundlage einer vitalen Zivilgesellschaft hinzuweisen. Es gilt an einem öffentlichen Bewusstsein zu arbeiten, das die zentrale Rolle von Bibliotheken als konstitutive Bestandteile der Zivilgesellschaft auch in der Informationsgesellschaft anerkennt. (ebd., S. A12)

Das führt wieder zurück zum Staat und seiner Verantwortung, die Rahmenbedingungen für eine solche Funktion der Bibliothek zu schaffen.

6.8.3 Neue Technologien – Chance oder Gefahr?

Die Digitalisierung und das Verfügbar-Machen von Büchern via Internet wird immer wieder als Gefahr für die Bibliotheken gesehen. Gleichzeitig gilt diese Reminiszenz an das Computerzeitalter aber auch als Chance für Bibliotheken, sich neu zu positionieren und neue Möglichkeiten zu finden, durch Digitalisierung der Bestände Platz zu sparen und neue Besucherschichten zu erschließen (vgl. Vitiello, Jochum). Zwar fallen durch die Digitalisierung neue Kosten an, doch es genügt ja auch, die Titel bzw. die Kataloge elektronisch zu erfassen (vgl. Zimmer S. 25 f.).

In den 80er Jahren wurde das Ende der Bibliothek heraufbeschworen, gestützt auf die Ergebnisse der sogenannten Pittsburgh-Studie, laut der in einem Zeitraum von sieben Jahren 40% der angeschafften Literatur weder ausgeliehen noch sonst wie benutzt wurde. (vgl. Jochum 2007, S. 199). Damit sah man das „Ende der Bibliotheken“ dräuen, die angesichts neuer Informationstechniken bald von niemandem mehr gebraucht würden. Bibliotheken müssten sich als „Einrichtung des Informationsmanagements“ betrachten, um

den Entwicklungen der Zeit zu entsprechen und „in Zukunft mehr sein als Archiv des historisch vergehenden Informationsspeichers Buch.“ (ebd. S. 199f.) Diese Prophezeiung sei aber nicht eingetreten,

weil die Prämissen falsch waren: Weder ist das Zeitalter des Buches in dem Sinne zu Ende, dass es keine Bücher mehr gibt, noch ist das Buch als Informationsspeicher hinreichend charakterisiert. Das Ende des Buchzeitalters meint vielmehr das Ende der mit dem Namen Gutenbergs verknüpften Epoche, in der das Buch das einzige Medium war, das Schrift speichern konnte.“ (ebd. S. 200)

Dass die Pittsburgh-Studie ein Problem aufgeworfen hätte, lässt etwa Zimmer nicht gelten.

Bibliotheken sind die Archive, in denen die Menschheit ihre Geschichte gegenwärtig hält [vgl. W. Ernst]. Wenn ein Wörterbuch nur die Stichwörter aufwiese, die sein Käufer jemals nachschlagen wird, wäre es zwar dünner, aber völlig nutzlos. Ein Wörterbuch, eine Bibliothek, eine Datenbank soll möglichst viel von dem enthalten, was eines unvorhersehbaren Tages einer ihrer uneinschätzbaren Benutzer in ihr suchen *könnte*. (Zimmer S. 27)

Das Problem der „ungelesenen Bücher“ könnten aber etwa Nationalbibliotheken federführend beheben: „Wenn Nationalbibliotheken geeignete Arrangements mit Verlegern ausarbeiten, könnte das Risiko von „toten Sammlungen“, die nur aus Speichergründen angelegt werden, überwunden werden“ (Vitiello S. 281).⁶⁶ So könnten Nationalbibliotheken sich dafür einsetzen, dass andere Bibliotheken des Landes Zugang zu elektronischen Publikationen erhalten. Das könnte gleichzeitig das Speicherproblem lösen – elektronisches Material benötigt weniger Platz als Bände.

Die Veränderungen durch Computerisierung verlangen von uns ein gänzlich neues Verhalten, andere Ansprüche, eine neue Sprache und damit eine neue Bildungswirklichkeit:

Die Bildungsstrategien der Gutenberg-Galaxis haben ausgespielt. Die Kinder der neuen Medienwelt beugen sich nicht mehr über Bücher, sondern sitzen vor Bildschirmen. Ihr Suchen und Forschen folgt nicht mehr Zeile für Zeile der Weisheit phonetischer Schrift, sondern läuft über Gestalterkennung. Die Welt erscheint ihnen unter völlig veränderten Kategorien: Der Begriff der Wirklichkeit wird durch den der Funktion ersetzt, Konfigurationen treten an die Stelle von Klassifikation und Kausalität, die Bedeutung erlischt im Effekt, und ein *fine-tuning* übernimmt das Pensum der Synthesis. (Bolz S. 201 f.)

⁶⁶ If national libraries work out appropriate arrangements with publishers, the risk of creation „dead collections“, deposited für storage purposes only, ma be overcome. Vitiello, S. 281.

Die Entstehung virtueller Welten, in denen Bibliotheken mittlerweile vertreten sind (etwa in Second Life sind Bibliotheken repräsentiert, vgl. Jochum/Wagner 2008) bietet dem Benutzer den Vorteil, vom Wohnzimmer aus auf die Literatur der Welt zuzugreifen: „Die ganze Welt wird zu einer riesigen virtuellen Bibliothek, und der Eingang ist überall.“ (Zimmer S. 14) So stellt etwa Gamsjäger die provokante Frage, ob Bibliotheken im Informationszeitalter ein Auslaufmodell sind: „Wozu noch Bibliotheken bauen, wenn sie in naher Zeit überflüssig sein werden?“ (Gamsjäger S. 165).

Doch so wird es nicht kommen:

Die Bibliothek, wie wir sie kennen, wird sich nicht in verstreute Einzelarbeitsplätze am Computer auflösen, in die reine Virtualität. Sie wird fortbestehen als ein Gebäude aus Stein und Beton und Glas, mit Magazinen und Lesepulten, in dem die Benutzer verweilen und wo auch weiterhin Bücher und Zeitschriften aufbewahrt und Wort für Wort gelesen werden. (Zimmer S. 9)

Die Digitalisierung von Texten kann der Bibliothek allerdings einen Teil der Last nehmen, überfüllte Lagerräume erweitern zu müssen (vgl. Zimmer S. 10, Vitiello). Davon profitiert auch die Wissenschaft: „[Sie] würde an ihrer eigenen Produktivität ersticken, wenn nicht ein immer größerer Teil des Geschriebenen in die elektronische Form überführt würde.“ (Zimmer S. 10). Für Zimmer „wird [die Bibliothek der Zukunft] [...] zu einem großen und sich rasch ausweitenden Teil eine elektronisch-digitale sein.“ (ebd.) Es zeichnet sich also die „hybride Bibliothek“ (Jochum) ab, welche beide Möglichkeiten nutzt: Der Digitalisierung und nach wie vor der Herstellung von Büchern. „So wird die Bibliothek der Zukunft eine multimediale sein – und auch darum keine Bibliothek im Wortsinn, kein bloßes „Bücherbehältnis“. De facto [...] [zählen] die großen Bibliotheken ihren Besitz schon seit Jahrzehnten nicht mehr in „Büchern und Zeitschriften“, sondern in „Bestands- oder Medieneinheiten“ [...].“ (ebd. S. 12) Die „künftige Ex-Bibliothek“ wird daher eine Schnittstelle zwischen den „verschiedenen Aggregatzuständen der Information“ sein müssen.

Sie braucht also mehr als einerseits Magazine und Lesepulte, andererseits Bildschirmarbeitsplätze und Lesegeräte für eBooks. Sie braucht Drucker und Scanner, um elektronische Dokumente in papierene zu verwandeln und umgekehrt. Und ihre Druckmöglichkeiten müssen hohen Qualitätsansprüchen genügen. Gerade weil die Leser für das gründliche Studium von längeren Texten samt ihren multimedialen Zutaten auf absehbare Zeit das Papier dem Bildschirm vorziehen werden, wird es ihnen verstärkt auf die sensuellen, die haptischen Qualitäten des gedruckten Textes ankommen [...].“ (Zimmer S. 13 f.)

Ist also auch die Bezeichnung „Bibliothek“ zu überdenken? Für die Annahme, das Buch werde weiterbestehen, liefert jedenfalls Jochum einen weiteren Grund:

die an die Stelle des Buches getretenen Verfahren der elektronischen Schriftspeicherung haben das Buch keineswegs verdrängt, sondern an den neuesten maschinellen Herstellungsprozess angeschlossen. Dieser ist nicht mehr wie zur Zeit Gutenbergs durch Bleisatz und mechanisierte Arbeitsgänge gekennzeichnet, sondern durch elektronischen Satz und Datentransfers, an deren Ende ein Buch steht, das immer noch wie ein Buch aussieht. (Jochum 2007, S. 200)

Es geht also nicht darum, ob die Digitalisierung die Bibliothek verdrängt, sondern wie Bibliotheken das Medium Internet – oder wie Jochum sagt „die Zweite Welt“ (S. 208) für ihre Zwecke nutzen und sich weltweit vernetzen, die Technologien aufeinander abstimmen, den Dialog verstärken, die Menschen in ihre „Erste Welt“ (Jochum) locken, indem sie ihre Schätze anpreisen und gleichzeitig ihrer Aufgabe zu sammeln und zu erhalten weiter nachgehen. Doch die so naheliegende weltweite Vernetzung der Bibliotheken wirft neue Probleme auf – nach welchen Regeln soll die Katalogisierung erfolgen, welche Schreibweisen werden festgelegt, wie wird mit unterschiedlichen Schriften oder Alphabeten umgegangen (vgl. Jochum S. 212). Dies und monetäre Engpässe werden die Eröffnung der „Großen Virtuellen Weltbibliothek“ (Zimmer S. 26), bis zum „St. Nimmerleinstag“ (ebd.) hinauszögern, obwohl sie durch ständig neue Texte und Informationen, die in das Internet gestellt werden, laufend wächst.

Durch Digitalisierung kann die Bibliothek außerdem mehr über die Benutzer bzw. die Entlehnung der Bücher erfahren und ihnen auch entsprechend besser entgegenkommen. Müssen sich die Benutzer registrieren, kann nicht nur die Ausleihe der Bücher gespeichert, sondern auch verfolgt werden, wie oft jeder Eintrag betrachtet wurde. Damit wird eine Verlaufschronik aller Suchvorgänge erstellt, die an den Workstations im gesamten Netzwerk durchgeführt wurden (vgl. Battles S. 20). Das gibt Auskunft darüber, wie oft und lange welche Bücher ausgeliehen werden, kann aber auch Informationen über die Benutzer ermöglichen – wer hat was wie lange ausgeborgt. So generiert die Bibliothek nicht Wissen für Leser, sondern Wissen über Leser.

6.8.4 Benutzer müssen sich neu orientieren

Wer es gewohnt ist, seine Erstinformation über Bücher und Themen in den Bibliothekskatalogen der Welt zu recherchieren, ist derzeit von der Leistung der Suchmaschinen im Nicht-Ort (Augé) Internet enttäuscht: „Die Internet-Suchmaschinen haben mit dem Mangel [zu] kämpfen, dass das, was nach der Eingabe von Suchbegriffen auf dem Bildschirm angezeigt wird, in viel zu vielen Fällen nicht das ist, was der Besucher erwartet hat.“ (Jochum 2007, S. 216, vgl. zudem Zimmer)

Das liegt etwa an den unterschiedlichen Schreibweisen bestimmter Begriffe oder der Formulierung eines Suchbegriffs. Die Gefahr dabei: „Mit der Menge der Informationen wächst auch die Schwierigkeit, eine bestimmte einzelne darin aufzufinden. eine nicht auffindbare Information aber ist für alle irdischen Zwecke so gut wie nichtexistent, so wie ein verstelltes Buch in einer Bibliothek verschwunden ist und bleibt [...]“ (Zimmer, S. 29).

Dementsprechend wird – analog zu den Bemühungen der Provider von Information, diese leichter auffindbar zu machen – dem Bibliotheksbenützer abverlangt, seine Gewohnheiten und sein Suchverhalten zu ändern – das betrifft nicht nur den Laien. „[...] Manch einer auch unter den Wissenschaftlern wird es mit Sorge sehen und der traditionellen Bibliothek nachtrauern. Und nichts wird ihn zwingen, die Bibliothek der Zukunft in Anspruch zu nehmen – nur die Tatsache, dass er sich selber aus dem Prozess der Wissenschaft ausschliesse, wenn er sich nicht auf sie einstellt“ (Zimmer S. 15). Doch das betrifft nicht nur das Individuum, sondern die gesamte wissenschaftliche Gemeinschaft:

Und wenn der einzelne Forscher auf seinem Spezialgebiet nicht mehr zuverlässig in Erfahrung bringen kann, was schon erforscht wurde, kommt seine Forschung zum Stillstand. dies ist der Punkt, da die Wissenschaft in ihren selbsterzeugten Fluten ertrinken müsste. Die Digitalisierung gewährt ihr einen beträchtlichen Aufschub. (Zimmer, S. 29)

Tehnzen⁶⁷ spricht sich daher für eine „intensiv betriebene **Benutzerschulung** für das Ermitteln und Zitieren von Literatur“, die nicht „durch mehr oder weniger intensive einmalige Führungen ersetzt werden“ könne (S. 31). Seine Prognose: „Unnötige Misserfolge bei der Nutzung der Bibliotheken und der Literatur sind sonst die Folge. Dabei macht die ständig wachsende Zahl neuer wissenschaftlicher Veröffentlichungen die Ermittlung der benötigten Literatur in den immer umfangreicher werdenden Katalogen ständig schwieriger“ (S. 31 f.). Das betreffe auch die immer wichtiger und zahlreicher werdenden Online-Datenbanken neben den Online-Katalogen.

⁶⁷ In: Jürgen Hering (Hg) 1993: Die wissenschaftliche Bibliothek.

7 Der neue (Nicht-)Ort – das Internet

Der typische Internet-Nutzer ist männlich, jünger als fünfunddreißig Jahre, verfügt über eine Universitätsausbildung und ein hohes Einkommen, ist Stadtbewohner und spricht Englisch – ein Mitglied einer sehr elitären globalen Minderheit (vgl. Zimmer S. 41). Trotzdem wird im Zusammenhang mit dem Internet regelmäßig auf die Demokratisierung des Wissens verwiesen, die bereits der Erfindung des Buchdrucks durch Gutenberg zugeschrieben wurde. Durch die Möglichkeit, Geschriebenes zu vervielfältigen, wurde im 15. Jahrhundert zurückhaltenden Sammlern und einsamen Kopisten der Wind aus den Segeln genommen (tatsächlich mussten sich Kopisten vielfach nach neuer Arbeit umsehen) – nun wurde durch Bücher vermittelbares Wissen unter die Leute gebracht (vgl. McLuhan).

Nun macht das Internet Information unabhängig von Orten: „[...] die neuen Medien wie das Internet [eröffnen] vielversprechende Aussichten auf Kommunikationskanäle und Arbeitsmöglichkeiten außerhalb der städtischen Zentren [...]“ (Lesch S. 8). Damit lösen sich die „Wirkungsmöglichkeiten vom unverwechselbaren Ort städtischen Lebens [...], um in den virtuellen Raum flexibler Nicht-Orte auszuwandern [...], wobei die Vorliebe für städtische Metaphern (Telepolis, Cybercity, digitale Stadt) auffallend ist“ (ebd.). Lesch sieht darin gleichzeitig einen „befreienden und einen verunsichernden Effekt: Sie befreien von der sklavischen Gebundenheit an Orte, deren unbestreitbare Vorteile immer schon von unangenehmen Nebenwirkungen begleitet waren“ (ebd.).

Ebenso ermöglicht der Übertritt der Bibliothek in das Cyberspace Zugriff auf ihre Inhalte, ohne sie aufsuchen zu müssen – die Mobilität der Gesellschaft reduziert sich, die Welt ist nur einen Mausklick entfernt, sie „[...] wird zur universalen Bibliothek, wir haben die Inhalte der Bücher stets griffbereit. [Die Bibliothek] ist überall, auch bei ihm zu Hause, gleich neben der Espressomaschine“ (Zimmer S. 9).

Jochum spricht von der „Fortsetzung der Bibliothek mit anderen Mitteln“ und gesteht ihr damit wiederum den Status eines Ortes zu, der jedoch neu definiert wird:

Das Ende von Buch und Bibliothek als Ende einer historischen Epoche bedeutet freilich noch lange nicht, dass sie aufhören zu bestehen. Durch die neuen Speichertechniken haben sie vielmehr ihren Nimbus verloren und sind zu Gegenständen und Orten geworden, die uns den produktiven Anschluss an die Überlieferung erlauben. Dass dieser Anschluss nicht mehr allein durch das Buch vermittelt wird, sondern in Datenbanken und weltweiten Datennetzen geschaltet werden kann, ist die Fortsetzung der Bibliothek mit anderen Mitteln. (Jochum 2007, S. 204).

Doch schließt sich hier der Kreis zur Aufstellungssystematik, denn „mit der Menge der Informationen wächst auch die Schwierigkeit, eine bestimmte einzelne darin aufzufinden. eine nicht auffindbare Information aber ist für alle irdischen Zwecke so gut wie nichtexistent, so wie ein verstelltes Buch in einer Bibliothek verschwunden ist und bleibt [...]“. Zimmer S. 29 . Es gilt also wieder, Möglichkeiten für Benutzer zu entwickeln, die gewünschte Information zu finden und das gestaltet sich schon aufgrund unterschiedlicher Schriften und Schreibweisen als äußerst schwierig. Doch sollte es gelingen und die Konzentration künftiger Bemühungen auf der Entwicklung von Leitsystemen liegen – haben wir dann wieder zu befürchten, dass der Status „Ort“ der Bibliothek erneut verloren geht?

7.1 Nicht-Ort des Wissens oder „Fortsetzung der Bibliothek mit anderen Mitteln?“⁶⁸

Was bleibt nun also übrig von der Metapher der Bibliothek als „Ort des Wissens?“ Löst sich das „Weltgebäude der Gedanken“⁶⁹ auf in den unendlichen Weiten der Virtualität?

Die Aufstellungssystematik ist in diesen neuen Bibliotheken damit weder ein Vehikel des Geistes, der sich in der systematischen Ordnung der Bibliotheksregale widerspiegelt, noch die dem Gesetz der Serie gehorchende und ins Unendliche gehende Sammlung von Exponaten; sie ist vielmehr nichts anderes als einer der verwaltungstechnisch ermöglichten Wege zum Buch, zu dem die bekannten Wege über Kataloge hinzukommen [sic!]. Dass der Benutzer diesen Weg auch findet, garantieren weder göttlicher Geist noch profanes Sammlerwissen, sondern schlichte, von einer Verwaltung erdachte „Leitsysteme“, die den Benutzer wie auf Bahnhöfen und Flugplätzen zu dem von ihm gewünschten Ort führen. (Jochum 2007, S. 194)

Die moderne Bibliothek ist somit in den Augen Jochums metaphorisch zum Nicht-Ort im Augé'schen Sinne geworden. Bahnhöfe und Flughäfen sind Durchlaufstationen, an denen

⁶⁸ Jochum 2007, S. 204

⁶⁹ Titel einer Festschrift über die Österreichische Nationalbibliothek, Graz, 1987.

Menschen nur verweilen, weil sie zu einem Aufenthalt gezwungen sind, doch tatsächlich warten sie nur darauf, weiterzuziehen (vgl. Augé).

Doch nicht nur dieses Merkmal lässt die Bibliothek im Computerzeitalter mehr und mehr sich zu einem Nicht-Ort auflösen. Die Bibliothek erhält ihre Repräsentation im Internet – „die Welt wird zur universalen Bibliothek, wir haben die Inhalte der Bücher stets griffbereit“ und wieder spielt die Mobilität eine Rolle, denn diese Bibliothek ist überall, auch „zu Hause, gleich neben der Espressomaschine“ (Zimmer S. 9). Dass es trotzdem noch das Gebäude mit Mauern zum Angreifen geben wird, wurde bereits in Kap. 1.6 beschrieben. Doch ist nicht für den Benutzer die Bibliothek mit ihren unsichtbaren Tiefspeichern, in denen man bei der Entlehnung ein Buch erhält, das man nie im Regal stehen sah, schon jetzt ebenso virtuell wie die digitale Bibliothek?

Löst sich also die Bibliothek in den Weiten des Internet auf? Für Jochum ist allerdings – im Gegensatz zu anderen Autoren (vgl. etwa Augé: dessen Hypothese lautet, „dass die >>Übermoderne<< Nicht-Orte hervorbringt, also Räume, die selbst keine anthropologischen Orte sind und [...] die alten Orte nicht integrieren. (Augé S. 92)). – auch das Internet ein Ort und damit auch die „virtuelle Bibliothek“ nicht allein eine Repräsentation des Gebäudes. Jochum spricht von der „hybriden Bibliothek“, welche die Möglichkeiten von digitaler und „manifester“ Bibliothek gleichermaßen nutzt.

Die unter der technischen Oberfläche des Internet feststellbare Wiederkehr des Ortes und die damit verbundene Suspension der Logik der globalen Vernetzung hat natürliche Konsequenzen für die Bibliotheken. Wollten sie seit den 1990er Jahren unter dem Schlagwort der „virtuellen Bibliothek“ sich selbst zum Verschwinden bringen, um sich als elektronische Zugangsportale zu dem im globalen Datennetz gespeicherten Wissen neu zu erfinden, sind die Bibliotheken mit der Wiederkehr des Ortes im Internet genau das, was sie nicht mehr sein wollten: konkrete Orte der Informationsspeicherung, die in einen lokalen/regionalen kulturellen Kontext eingebunden sind, der eben auch den Gebrauch der Datentechnik bestimmt. Diesen geänderten Bedingungen soll das neue Schlagwort von der „hybriden Bibliothek“ gerecht werden, worunter eine Bibliothek zu verstehen ist, die die Balance zwischen einer konventionellen und einer digitalen Bibliothek hält. Jochum 2007, S. 221 f.

Von der „hybriden Bibliothek“ war ja bereits die Rede. Für Jochum bedeutet die Entwicklung zur Generierung von Datenbanken und weltweiten Datennetzen die „Fortsetzung der Bibliothek mit anderen Mitteln“ (Jochum 2007, S. 204).

Ist nun doch zu befürchten, dass Bibliotheken zu reinen „Buchmuseen“ degenerieren (vgl. etwa Zimmer S. 26), wenn etwa kein Geld für Neuanschaffungen da ist, weil die Digitalisierung das Budget verschlingt? „Der Kampf gegen das jedem Medium eingebaute Verfallsdatum wird in der Ära der Digitalität immer mehr Zeit und Mittel und Kraft in Anspruch nehmen.“ (Zimmer S. 11)

Bibliotheken waren stets der Ort, an dem es neben einer Vielzahl von Texten auch andere kuriose Dinge zu bewundern gab. Es ist vielmehr erst das auf Buch und allgemeine Alphabetisierung setzende 19. Jahrhundert, das eine Trennung zwischen Museen und Bibliotheken herbeiführte, wodurch letztere auf reine „Buchbewahranstalten“ reduziert wurden. „Im Zeitalter von Film und Fernsehen aber kehrt das Kuriositätenkabinett in den Bibliotheken als Bildschirm wieder, auf dem sich neben dem Katalog der Bibliothek außerdem betrachten lässt, was die Welt jenseits der alphabetischen Zeichen zu bieten hat.“ (Jochum S. 204)

In bezug auf das Internet kommt auch die Phrase von der Demokratisierung des Wissens zu neuen Ehren, die bereits der Erfindung des Buchdrucks durch Gutenberg zugeschrieben wurde. Durch die Möglichkeit, Geschriebenes zu vervielfältigen, wurde im 15. Jahrhundert zurückhaltenden Sammlern und einsamen Kopisten der Wind aus den Segeln genommen (tatsächlich mussten sich Kopisten vielfach nach neuer Arbeit umsehen) – nun wurde durch Bücher vermittelbares Wissen unter die Leute gebracht (vgl. McLuhan). Doch weder ihrer sozialen Funktion noch der Demokratisierung des Wissens kann die Bibliothek allein qua ihrer Nutzer auch im Internet Rechnung tragen: Der typische Internet-Nutzer ist männlich, jünger als fünfunddreißig Jahre, verfügt über eine Universitätsausbildung und ein hohes Einkommen, ist Stadtbewohner und spricht Englisch – ein Mitglied einer sehr elitären globalen Minderheit (vgl. Zimmer S. 41). Damit ist die Frage nach der Wissensverbreitung wohl beantwortet.

8 Schwerpunkt-Sammlungen

Neben den großen, umfassend sammelnden Bibliotheken werden auch stark spezialisierte Bibliotheken gegründet, die zum Zwecke der Erforschung eines bestimmten Wissensgebietes oder für ein bestimmtes Publikum eingerichtet werden. Dazu gehört etwa das Archiv der Frauen- und Lesbenbewegung in der Wiener Diefenbachgasse namens „Stichwort“. Die Institution besteht einerseits aus dem Archiv, der „Dokumentation zur Neuen Frauen-/Lesbenbewegung in Österreich ab 1970.“⁷⁰ Es enthält Quellen zu „über 700 Frauengruppen“, „Internationale feministische und Lesbenzeitschriften“, ein Zeitungsausschnitte- und Graue-Literatur-Archiv, Audio- und Videothek, Fotoarchiv, Plakat- und Transparentesammlung.

Der zweite Teil umfasst die Bibliothek mit „allgemein feministische[r] Literatur, Schwerpunkt Geistes- und Sozialwissenschaften. Der Bestand umfasst „derzeit rund 12.000 Titel“. Offen und aktiv spricht die Bibliothek via halbjährlich erscheinendem Newsletter ihre Zielgruppe an, kommuniziert Neuanschaffungen, lädt zu Veranstaltungen ein, informiert über aktuelle Entwicklungen. Die Tätigkeit des Archivs geht über jene des Sammelns von Büchern weit hinaus – Stichwort veranstaltet Lesungen, Diskussionsabende, Workshops, Ausstellungen und bietet einen öffentlichen Internetzugang an.

Stichwort „versteht sich als ein politisches Projekt der Frauen- und Lesbenbewegung, sammelt jede Art von Dokumenten der Frauen- und Lesbenbewegung und macht Literatur zu allen Themenbereichen feministischer Forschung für jede Frau zugänglich“. Träger ist der 1982 gegründete Verein „Frauenforschung und weiblicher Lebenszusammenhang“. Geht damit der Anspruch dieser Institution über den einer Bibliothek und vor allem eines Archives hinaus? Lassen die großen Schwestern des Archivs der Frauen- und Lesbenbewegung diese offene Kommunikation nach außen, diese Art der Kundenbindung, diesen Einfallsreichtum wenn es darum geht, Lebendigkeit zu erzeugen, vermissen?

⁷⁰ Zitate auf dieser Seite: www.stichwort.or.at, 10. Feb. 2009

*Eine Bibliothek lebt aus dem Dialog mit der Gesellschaft,
in dem sie sich nur behaupten kann,
wenn sie das in ihr gespeicherte Wissen artikuliert.*

Gottfried Rost⁷¹

9 Die Bibliothek als Ort des Wissens?

Lesen ist bekanntermaßen eine wichtige Kulturtechnik. Wer nicht lesen kann, dem bleiben wichtige Inhalte verborgen, auch jene elektronischer Medien. Lesen ist die Basis für die Vermittlung von Wissen in einer Gesellschaft, der die Tradition der mündlichen Überlieferung weitgehend abhanden gekommen ist: „Lesekompetenz ist die unabdingbare Voraussetzung, um Medienkompetenz zu erwerben“ (Gamsjäger S. 166).

Dementsprechend hat die Bibliothek – entgegen den Ansichten ihrer Totengräber – eine wichtige sozial-integrative Funktion.

So fordert etwa auch Robert Jungk, die „öffentliche Bibliothek der Zukunft sollte ein [...] Platz der menschlichen Kommunikation sein.“ (1988, zit. nach Gamsjäger S. 166).

Entsprechend Gamsjäger: „Eine Bibliothek, die ihre Besucher nicht unmittelbar fasziniert, wird bald unter Besucherschwund leiden.“ (S. 167). Sie solle daher „keine Verwahrungsanstalt für Medien“ sein, sondern eine „Erlebnisbibliothek“, ein „Ort der Begegnung, [...] an dem alle sozialen Gruppen Medienerlebnisse haben können.“

Schließlich – auch aus der Sicht von Öffentlichkeitsarbeit – „warum sollten unsere KundInnen ihre eigenen vier Wände verlassen, sich auf den Weg in eine Bibliothek machen, wenn sie doch zu Hause viele unserer Angebote in wesentlich gemütlicher[er], Anm. es] Weise benützen können?“ (Battles S. 23) Hier besteht also weiter Handlungsbedarf der Bibliothek, ihr Angebot auch entsprechend an das Zielpublikum zu kommunizieren. „[Die] Einrichtung einer Bibliothek soll zum Besuch animieren.“ Doch was, wenn schon die leitenden Mitarbeiter nicht von der Qualität überzeugt sind? „Wenn wir eine Bibliothek richtig lesen, gelangen wir schnell zu einer offensichtlichen Schlussfolgerung: Die meisten Bücher sind schlecht, genau genommen sehr schlecht. Im

⁷¹ Rost S. 71

schlimmsten Fall sind sie einfach nur normal: Sie schaffen es nicht, sich über die Widersprüche und die Wirren ihrer Zeit zu erheben.“ (Battles S. 23)

Ist zu befürchten, dass Bibliotheken zu reinen „Buchmuseen“ degenerieren (vgl. etwa Zimmer S. 26), wenn etwa kein Geld für Neuanschaffungen vorhanden ist, weil die Digitalisierung das Budget verschlingt? Oder dass sie, „wenn der Benutzer die Bibliothek gar nicht erst betreten könnte; betritt er sie aber doch, [...] so darf er auf keinen Fall, nie und nimmer, außer bei seinen kurzen Besuchen im Lesesaal, Zugang zu den Bücherregalen selbst haben“ (Eco 1992, S. 77) zur Geisterinstitution mutieren?

Gleichzeitig ist „das Wissen von der Welt [...] – sehen wir einmal vom Sondergebiet des haptischen Wissens ab, das etwa in der Werkstatt des Handwerksmeisters durch den Lehrling zum Teil auch ohne sprachliche Vermittlung angeeignet wird – durch Diskurse formiert und vermittelt, die angeeignet und im Prozess der Aneignung wieder (re)produziert werden.“ (Sawicki, S. 349)⁷² Damit ist es notwendig, einen Diskurs herzustellen – wenn wir davon ausgehen, dass Wissen lebendig bleiben und vermittelt werden soll. Doch wo findet dieser in der Bibliothek statt?

Bibliotheken waren ursprünglich der Ort, an dem es neben einer Vielzahl von Texten auch andere kuriose Dinge gab. Es ist vielmehr erst das auf Buch und allgemeine Alphabetisierung setzende 19. Jahrhundert, das eine Trennung zwischen Museen und Bibliotheken herbeiführte, wodurch letztere auf reine „Buchbewahranstalten“ reduziert wurden. „Im Zeitalter von Film und Fernsehen aber kehrt das Kuriositätenkabinett in den Bibliotheken als Bildschirm wieder, auf dem sich neben dem Katalog der Bibliothek außerdem betrachten lässt, was die Welt jenseits der alphabetischen Zeichen zu bieten hat.“ (Jochum S. 204)

Was bleibt nun also von der Metapher der Bibliothek als „Ort des Wissens?“ Bereits seit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts sind die Bibliotheken in Europa Veränderungen unterzogen, die ihnen den Status als „Orte des Wissens“ nach und nach abspenstig machen:

⁷² Sawicki, Diethard: Geisterglauben im Europa der Neuzeit. Grabungshinweise für Archäologen des Wissens. In: Landwehr, S. 349-370.

[Es gibt] in den Bibliotheken keine Bücherschätze mehr, sondern nur noch ausleihbare Medieneinheiten. Die Domestizierung des Einen Textes in der Einen Bibliothek ist einer Vielfalt von Texten und Schriftträgern mit einem multidimensionalen Zugriff in einem vernetzten Bibliothekssystem gewichen, das prinzipiell keine Grenzen mehr kennt. Die „Information“ jedoch, die man an einer Bibliothek erhält, ist nichts weiter als die Auskunft über den Standort eines Buches in den Regalen. (Jochum 2007, S. 203 f.)

Genau diese „Auskunft über den Standort eines Buches in den Regalen“ ist es, auf die sich die Bibliothek in den letzten Jahrzehnten zu konzentrieren scheint. In zwei Sätzen wird bei Jochum die Bibliothek durch die Konzentration auf ein möglichst praktikables System, das Finden eines Werkes zu ermöglichen, zum Nicht-Ort, charakterisiert durch eine Ordnung, die profaneren Gesetzen gehorcht als jenen des Wissens:

Die Aufstellungssystematik ist in diesen neuen Bibliotheken damit weder ein Vehikel des Geistes, der sich in der systematischen Ordnung der Bibliotheksregale widerspiegelt, noch die dem Gesetz der Serie gehorchende und ins Unendliche gehende Sammlung von Exponaten; sie ist vielmehr nichts anderes als einer der verwaltungstechnisch ermöglichten Wege zum Buch, zu dem die bekannten Wege über Kataloge hinzukommen. Dass der Benutzer diesen Weg auch findet, garantieren weder göttlicher Geist noch profanes Sammlerwissen, sondern schlichte, von einer Verwaltung erdachte „Leitsysteme“, die den Benutzer wie auf Bahnhöfen und Flugplätzen zu dem von ihm gewünschten Ort führen. (Jochum 2007, S. 194)

Die moderne Bibliothek wird damit metaphorisch zum Nicht-Ort im Augé'schen Sinne. Nach Augé sind Nicht-Orte wie Bahnhöfe und Flughäfen Durchlaufstationen, an denen Menschen nur verweilen, um bald wieder an einem realen Ort anzukommen.

Und doch: „In der angelsächsischen Welt geht man beispielsweise dazu über, Bibliotheken zunehmend intensiver in das Leben der Community zu integrieren und diese zu Orten des interaktiven Lernens und des lebendigen Austausches zu machen“ (Duchkowitsch, Anhang S. A11). Das seien im Übrigen bereits die „Volksbüchereien“ gewesen, die nicht nur Stätte der Bildung, sondern auch als Ort des Widerstandes gedient haben. So bestätigt auch Schmidtke: „Als Orte des Lernens und des Austausches kommt Bibliotheken eine zentrale gesellschaftliche Rolle in der Bereitstellung öffentlicher Räume zu, in denen Informationen aufgenommen, vermittelt und debattiert werden können. In dieser Hinsicht können Bibliotheken selbst zum Ort und zum Forum der ‚raisonierenden Öffentlichkeit‘ werden.“ (ebd.)

Duchkowitsch sieht „in dieser Hinsicht [...] eine große Chance für Bibliotheken, ihre Aktivitäten stärker mit anderen Institutionen (etwa Bildungseinrichtungen, kulturellen Institutionen etc.) zu koordinieren“ (ebd.) Das könne sowohl auf kommunaler als auch auf nationaler oder internationaler Ebene geschehen. Erste Schritte dazu habe bereits die Österreichische Nationalbibliothek mit teilweise konfrontativen Veranstaltungen gesetzt.

Für Tehnzen⁷³ ist die Bibliothek der Zukunft eine „Bibliothek ohne Wände“: „Sie wird aber keine Bibliothek ohne Menschen sein. Schulung und Betreuung der Benutzer werden dann wichtiger denn je sein“ (39). Die Frage ist nur, wann die Zukunft beginnt.

⁷³ In: Jürgen Hering (Hg) 1993: Die wissenschaftliche Bibliothek.

10 Bibliographie

- Ackerl**, Isabella (Red.) (1995): Die Österreichische Nationalbibliothek. Wien: Bundeskanzleramt, Bundespressedienst.
- Ackermann**, Arne (Hg.) (1995): Orte des Denkens. Wien: Passagen-Verlag.
- Adam**, Wolfgang / Markus Fauser (Hg.) (2005): Geselligkeit und Bibliothek. Lesekultur im 18. Jahrhundert. Göttingen: Wallstein.
- Adunka**, Evelyn: Der Raub der Bücher (2003). Plünderung in der NS-Zeit und Restitution nach 1945. Wien: Czernin.
- Arndt, Jörg** (Hg.) (1995): Berufsbild und Selbstverständnis der Bibliothekare in Deutschland 1994. Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut.
- Assmann**, Aleida / Monika Gomille / Gabriel Rippl (Hg.) (1998): Sammler – Bibliophile – Exzentriker. Tübingen: Narr.
- Assmann**, Jan (1992): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München: C.H. Beck.
- Auer**, Thomas / Wolfgang Sturz (Hg.) (2007): ABC der Wissensgesellschaft. Reutlingen: doculine Verlag.
- Augé**, Marc (1994): Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Baker**, Nicholson (2005): Der Eckenknick oder Wie die Bibliotheken sich an den Büchern versündigen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Battles**, Matthew (2003): Die Welt der Bücher. Eine Geschichte der Bibliothek. Düsseldorf: Patmos Verlag.
- Baumgartner**, Ferdinand / Ilse Dosoudil (Hg.) (1991): Information – gestern, heute, morgen. Bibliotheken als wissenschaftliche Informations- und Servicezentren; internationale Festschrift für Ferdinand Baumgartner zum 60. Geburtstag. Wien: Literas Universitätsverlag.
- Beck**, Ulrich (1996): *Wissen oder Nicht-Wissen? Zwei Perspektiven „reflexiver Modernisierung“*. In: Ulrich Beck/Anthony Giddens/Scott Lash: Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. S. 289-315. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Becker, Tom (Hg.) (2007):** Was für ein Service! Entwicklung und Sicherung der Auskunftsgüte von Bibliotheken. Wiesbaden: Dinges & Frick.
- Berger, Franz (Hg.) (2004):** Lernort Bibliothek. Berlin: BibSpider.
- Berger, Peter L. / Thomas Luckmann (2000):** Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main: Fischer.
- Bienert, Franz A. / Karl-Heinz Weimann (Hg.):** Bibliothek und Buchbestand im Wandel der Zeit. Bibliotheksgeschichtliche Studien. Wiesbaden: Harrassowitz, 1984.
- Bittlingmayer, Uwe H. (2005):** Wissensgesellschaft als Wille und Vorstellung. Konstanz: UVK.
- Blum, Askan (Hg.) (2001):** Bibliothek in der Wissensgesellschaft. Festschrift für Peter Vodosek. München: Saur.
- Böhm-Leitzbach, Monika / Claudia Chmielus:** *Öffentlichkeitsarbeit für ein neues Bild des bibliothekarischen Berufes in der Gesellschaft*. In: Bibliotheksdienst Heft 3, 1996. Internet: http://deposit.ddb.de/ep/netpub/89/96/96/967969689/_data_stat/www.dbi-berlin.de/dbi_pub/bd_art/96_03_03.htm . 5 Seiten. Zugriff am 10. Juni (2008), 16:19 Uhr.
- Böhme, Gernot (1992):** Der Typ Sokrates. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Böschen, Stefan (2002):** Wissenschaft in der Wissensgesellschaft. Bericht zur Frühjahrstagung der Sektion Wissenschafts- und Technikforschung am 7. und 8. Juni (2002) in München. München.
- Boese, Engelbrecht (1987):** Das Öffentliche Bibliothekswesen im Dritten Reich. Bad Honnef: Bock & Herchen.
- Bolz, Norbert (1993):** Am Ende der Gutenberg Galaxis: die neuen Kommunikationsverhältnisse. München: Fink.
- Bonfadelli, Heinz (1994):** Die Wissenskluftperspektive. Massenmedien und gesellschaftliche Information. Konstanz: Ölschläger.
- Borges, Jorge Luis (2001):** Die Bibliothek von Babel. Göttingen: Steidl.
- Brunner, Maria Elisabeth (1985):** Buch und Lesen auf dem Dorf. Katholische Volksbüchereien in Südtirol. Geschichte, kultureller Hintergrund und Lesestoffangebot. Frankfurt am Main: Haag & Herchen.
- Buddecke, Werner (1925):** Das Wesen bibliothekarischer Berufstätigkeit und die Frage des Austausches wissenschaftlicher Bibliothekare. Leipzig: Harrassowitz.

- Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Technologie (Hg.)** (1995): Informationsgesellschaft. Chancen, Innovationen und Herausforderungen. Feststellungen und Empfehlungen. Bonn.
- Burke, Peter** (2001): Papier und Marktgeschrei. Die Geburt der Wissensgesellschaft. Berlin: Wagenbach.
- Büttner, Frank/Markus Friedrich/Helmut Zedelmaier** (2003): Sammeln – Ordnen – Veranschaulichen. Zur Wissenskompilatorik in der Frühen Neuzeit. Münster: Lit.
- Cervantes Saavedra, Miguel de** (1987): Leben und Taten des Scharfsinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha. Zürich: Diogenes.
- Corsten, Severin / Günther Pflug / Friedrich Adolf Schmidt-Künzemüller** (1987): Lexikon des gesamten Buchwesens. 2. Auflage Stuttgart: Anton Hiersemann.
- Craig, Edward** (1993): Was wir wissen können. Pragmatische Untersuchungen zum Wissensbegriff. Wittgenstein-Vorlesungen der Universität Bayreuth. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dahlen, Kerstin** (2000): *A House of Open Doors. Introduction to the Concept of Lifelong Learning and the Nordic Folk Academy*. In: Asta, Grazia / Paolo Federighi (Hg.): The Public and the Library: Reading, Information and Job Guidance. Florenz: Edizioni Polistampa.
- Daublebsky von Sterneck, Oscar** (1909): Zwei österreichische Bibliothekare und ihre Ansichten zum Bibliothekswesen. Wien: E. Kainz.
- Degele, Nina** (2000): Informiertes Wissen. Eine Wissenssoziologie der computerisierten Gesellschaft. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Derrida, Jaques** (1997): Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression. Berlin: Brinkmann + Bose.
- Dietrich-Schulz, Elisabeth** (2005): „Bibliothek für alle“ – die IFLA-Konferenz 2005 in Oslo. Ein Bericht aus demokratiepolitischer Perspektive. In: Mitteilungen der VÖB 58 (2005) Nr. 3.
- Doren, Charles van** (2000): Geschichte des Wissens. München: dtv.
- Dube, Werner / Othmar Feyl / Gotthard Rückl** (Hrsg.) (1969): Buch - Bibliothek - Leser. Festschrift für Horst Kunze zum 60. Geburtstag. Berlin: Akademie-Verlag.

- Duchkowitsch**, Wolfgang (1987): *Von der Fürstenbibliothek zur modernen Gebrauchsbibliothek*. In: Ein Weltgebäude der Gedanken. Die österreichische Nationalbibliothek. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt, S. 9-15.
- Dülmen**, Richard van / Sina Rauschenbach (Hg.) (2004): Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft. Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Ebert**, Friedrich Adolf (1958): Die Bildung des Bibliothekars. Leipzig: Harrassowitz.
- Eco**, Umberto (1987): Die Bibliothek. München, Wien u.a.: Hanser.
- Eco**, Umberto (1992): Wie man mit einem Lachs verweist und andere nützliche Ratschläge. München, Wien: Hanser.
- Eilders**, Christiane (1997): Nachrichtenfaktoren und Rezeption: Eine empirische Analyse zur Auswahl und Verarbeitung politischer Informationen. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Elbow**, Peter (1998): Writing With Power. Techniques for Mastering the Writing Process. New York [u.a.]: Oxford University Press.
- Engel**, Christoph / Jost Halfmann / Martin Schulte (Hg.) (2002): Wissen – Nichtwissen – unsicheres Wissen. Baden-Baden: Nomos.
- Ernst**, Wolfgang (2003): Im Namen von Geschichte. Sammeln – Speichern – Erzählen. München: Wilhelm-Fink-Verlag.
- Europahaus** Burgenland – Institut für politische Bildung (Hg.) (2003): Merkwürdige Welten. Europäische Versammlungskulturen für politische Bildungsprozesse. Bilder- und Lesebuch. Eisenstadt.
- Ewert**, Gisela / Walther Umstätter (1999): *Die Definition der Bibliothek*. In: Bibliotheksdienst 33, Nummer 6, S. 957-971.
- Feather**, John/Paul Sturge (Hg.) (2003): International Encyclopedia of Information and Library Science. New York: Routledge.
- Fiala**, Sonja / Eva Kumar (2005): *Die Weltkonferenz der Informationsgesellschaft. Interview mit Claudia Lux (zukünftige IFLA-Präsidentin) zum Weltgipfel der Informationsgesellschaft*. In: Mitteilungen der VÖB 58 (2005) Nr. 4, S. 75-79.
- Figal**, Günter (2006): Sokrates. München: Beck.
- Flusser**, Vilém (1994): Gesten. Versuch einer Phänomenologie. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuchverlag.
- Foucault**, Michel (1973): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Foucault**, Michel (1978): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fried**, Johannes/Johannes Süßmann (Hg.) (2001): Revolutionen des Wissens. Von der Steinzeit bis zur Moderne. München: C. H. Beck.
- Fried**, Johannes / Thomas Kailer (Hg.) (2003): Wissenskulturen. Beiträge zu einem forschungsstrategischen Konzept: Berlin: Akademie.
- Gaus**, Wilhelm (1992): Berufe im Archiv-, Bibliotheks-, Informations- und Dokumentationswesen. Berlin.
- Gemperle** Michael / Peter Steckeisen (Hg.) (2006): Ein neues Zeitalter des Wissens? Kritische Beiträge zur Diskussion über die Wissensgesellschaft. Zürich: Seismo.
- Gadamer**, Hans-Georg (1999): Der Anfang des Wissens. Stuttgart: Philipp Reclam jun..
- Glaserfeld**, Ernst von (1997): Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Glaserfeld**, Ernst von (1997): Wege des Wissens. Konstruktivistische Erkundungen durch unser Denken. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme, Verl. und Verl.-Buchhandlung.
- Glaserfeld**, Ernst von (1987): Wissen, Sprache und Wirklichkeit. Arbeiten zum radikalen Konstruktivismus. Braunschweig/Wiesbaden: Friedr. Vieweg & Sohn.
- Gödert**, Winfried (2002): *Zwischen Individuum und Wissen*. In: Puhl, Achim / Richard Stang (Hg.): Bibliotheken und die Vernetzung des Wissens. Bielefeld: Bertelsmann, S. 119-132.
- Gracián**, Baltasar (2006): Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit. Zürich, Diogenes.
- Graubard**, Stephen R. (Hg.) (1997): Boobks, bricks & bytes. Libraries in the twenty-first century. New Brunswick, NJ: Transactions Publ..
- Hall**, Murray G. / Christina Köstner / Margot Werner (2004): Geraubte Bücher. Die Österreichische Nationalbibliothek stellt sich ihrer NS-Vergangenheit. Wien: Österreichische Nationalbibliothek.
- Hall**, Murray G. / Christina Köstner (2006): ...Allerlei für die Nationalbibliothek zu ergattern.... Eine österreichische Institution in der NS-Zeit. Wien [u.a.]: Böhlau.
- Hartmann**, Frank (1999): Cyber.Philosophy. Medientheoretische Auslotungen. Wien: Passagen-Verlag.

- Heesen, Ankete/Emma C. Spary (Hg.) (2001):** *Sammeln als Wissen*. In: Heesen, Ankete/Emma C. Spary (Hg.): *Sammeln als Wissen. Das Sammeln und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung*. Göttingen: Wallstein, S. 7-21.
- Hering, Jürgen (Hg.) (1993):** *Die wissenschaftliche Bibliothek. Aufgaben, Wandlungen, Probleme*. Berlin: Deutscher Bibliotheksverband.
- Hiller, Helmut / Stephan Füssel (2002):** *Wörterbuch des Buches*. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.
- Hobohm, Hans-Christoph (2008):** *Bibliothek – Mythos, Metapher, Maschine. oder: Der Ort der Bibliothek in der Lebenswelt der Stadt*. Internet: <http://forge.fh-potsdam.de/~hobohm/bibliothek-mythos-metapher-maschine.pdf>, 7 Seiten, Zugriff am 10. Juni, 16:12 Uhr.
- Hoffmann, Bernward / Wolfgang Krueger (Hg.) (1992):** *Berufsbild Bibliothekar*. Göttingen: Verein der Diplom-Bibliothekare an wissenschaftlichen Bibliotheken.
- Jardine, Nicholas (2001):** *Sammlung, Wissenschaft, Kulturgeschichte*. In: Heesen, Ankete/Emma C. Spary (Hg.): *Sammeln als Wissen. Das Sammeln und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung*. Göttingen: Wallstein. S. 199 – 220.
- Jochum, Uwe (2007):** *Kleine Bibliotheksgeschichte*. Stuttgart: Philipp Reclam jun..
- Jochum, Uwe / Gerhard Wagner (2008):** *Cyberscience oder vom Nutzen und Nachteil der neuen Informationstechnologie für die Wissenschaft*.
[http://www.hist.net/datenarchiv/htb/doku/kolloquium/material/jochum_wagner_\(1996\).html](http://www.hist.net/datenarchiv/htb/doku/kolloquium/material/jochum_wagner_(1996).html) .Zugriff 21. Februar, 14:10.
- Junge, Torsten (2008):** *Gouvernementalität der Wissensgesellschaft. Politik und Subjektivität unter dem Regime des Wissens*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Kern, Andrea (2006):** *Quellen des Wissens. Zum Begriff vernünftiger Erkenntnisfähigkeiten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Keupp, Heiner (Hg.) (1998):** *Der Mensch als soziales Wesen. Sozialpsychologisches Denken im 20. Jahrhundert. Ein Lesebuch*. München: Piper.
- Köpp, Dirke (2005):** „Keine Hungersnot in Afrika“ hat keinen besonderen Nachrichtenwert. *Afrika in populären deutschen Zeitschriften (1946 - 2000)*. Lang: Frankfurt am Main, Wien u.a..

- Köstner**, Christa (2006): Die Geschichte der Österreichischen Nationalbibliothek in der NS-Zeit. Wien, Univ.-Diss..
- Krajewski**, Markus (2002): Zettelwirtschaft. Die Geburt der Kartei aus dem Geiste der Bibliothek. Berlin: Kadmos.
- Kruse**, Otto (2005): Keine Angst vor dem leeren Blatt. Ohne Schreibblockaden durchs Studium. Frankfurt am Main: Campus.
- Kubadinow**, Irina (2004): Die österreichische Nationalbibliothek. München, [u.a.]: Prestel.
- Kübler**, Hans-Dieter: Mythos Wissensgesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag (2005).
- Kunze**, Horst (1976): Grundzüge der Bibliothekslehre. Leipzig: Bibliographisches Institut.
- Kunze**, Horst (1970): Nationalliteratur, Konsumliteratur und Bibliotheken. Wien: Hollinek in Komm..
- Kuwan**, Helmut, Eva Waschbüsch (1998): Delphi-Befragung 1996/1998. Potenziale und Dimensionen der Wissensgesellschaft – Auswirkungen auf Bildungsprozesse und Bildungsstrukturen. München: Bundesministerium für Bildung und Forschung, München.
- Landwehr**, Achim (Hg.) (2002): Geschichten(n) der Wirklichkeit. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte des Wissens, Augsburg: Wißner.
- Lamnek**, Siegfried (1995): Qualitative Sozialforschung. Weinheim: Beltz, Psychologie-Verlags-Union.
- Leitner**, Gerhard (2007): *Österreich liest. Treffpunkt Bibliothek*. In: Mitteilungen der VÖB 60, Nr. 1.
- Lesch**, Walter (2002): *Orte und Nicht-Orte. Strukturen städtischer Kommunikation*. In: Medienheft Dossier 17, S. 8-14. Katholischer Mediendienst und Reformierte Medien: Zürich.
- Liessmann**, Konrad Paul (2007): Theorie der Unbildung. Die Irrtümer der Wissensgesellschaft. Wien: Zsolnay.
- Lippmann**, Walter (1990): Die öffentliche Meinung. Bochum: Brockmeyer.
- Loewe**, Heinrich (1905): Eine jüdische Nationalbibliothek. Berlin: Jüdischer Verlag.
- Luhmann**, Niklas (1980): Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Band I. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Luhmann**, Niklas 1984: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lyotard**, Jean-Francois (1993): Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Wien: Passagen-Verlag.
- Maar**, Christa u.a. (Hg.) (2000): Weltwissen Wissenswelt. Das globale Netz von Text und Bild. Köln: DuMont.
- McLuhan**, Marshall (1995): Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters. Bonn [u.a.]: Addison-Wesley.
- Messerli**, Alfred/Roger Chartier (Hg.) (2000): Lesen und Schreiben in Europa 1500-1900. vergleichende Perspektiven. Basel: Schwabe.
- Musil**, Robert (1999): Der Mann ohne Eigenschaften. Band 1. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Österreichisches Bundeskanzleramt**: Informationsgesellschaft allgemein.
<http://www.austria.gv.at/site/4544/Default.aspx> , 10. März 2009.
- Pascher**, Franz (1986): *Situation und Zukunft der Öffentlichen Büchereien in Österreich*. In: Büchereiperspektiven 3/86.
- Passig**, Kathrin / Aleks Scholz (2007): Lexikon des Unwissens. Worauf es bisher keine Antwort gibt. Berlin: Rowohlt.
- Peter**, Emanuel (1999): Geselligkeiten. Literatur, Gruppenbildung und kultureller Wandel im 18. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer.
- Pfoser**, Alfred / Peter Vodosek (Hg.) (1995): Zur Geschichte der Öffentlichen Bibliotheken in Österreich. Wien: Büchereiverband Österreichs.
- Pompe**, Hedwig / Leander Scholz (Hg.) (2002): Archivprozesse. Die Kommunikation der Aufbewahrung. Köln: DuMont.
- Popper**, Karl (1994): Logik der Forschung. Tübingen: Mohr.
- Rapp**, Christoph / Tim Wagner (Hg.) (2006): Wissen und Bildung in der antiken Philosophie. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Rauch**, Wolf (2000): Bibliothek – wozu? In: Mitteilungen der Vereinigung österreichischer Bibliothekarinnen & Bibliothekare 53. S. 14-28.
- Rauchhaupt**, Ulf von (2005): Wittgensteins Klarinette. Gegenwart und Zukunft des Wissens. Berlin: Berliner Taschenbuch-Verlag.

- Reinalter**, Helmut (Hg.) (1993): Aufklärungsgesellschaften. Frankfurt am Main [u.a.]: Lang.
- Rieger**, Dietmar (2002): Imaginäre Bibliotheken. Bücherwelten in der Literatur. München: Fink.
- Rost**, Gottfried (1990): Der Bibliothekar. Wien [u.a.]: Böhlau.
- Ruppelt**, Georg: Die Bibliothek als kulturelle Anstalt betrachtet. In: Biblos-Schriften. O.O u. J., S. 64-72.
- Schärf**, Christian (2001): Literatur in der Wissensgesellschaft. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.
- Schmidt**, Artur P. / Otto E. Rössler (2000): Medium des Wissens. Das Menschenrecht auf Information. Bern, Wien [u.a.]: Haupt.
- Schmitz**, Wolfgang (1984): Deutsche Bibliotheksgeschichte. Bern [u.a.]: Lang.
- Schwanitz**, Dietrich (2002): Bildung. Alles, was man wissen muss. München: Wilhelm Goldmann.
- Schwarz**, Angela (2003): *Bilden, überzeugen, unterhalten: Wissenschaftspopularisierung und Wissenskultur im 19. Jahrhundert*. In: Kretschmann, Karsten: Wissenspopularisierung. Konzepte der Wissensverbreitung im Wandel. Berlin: Akademie, S. 222-234.
- Sklenitzka**, Franz Sales (2000): Die Bibliothek. Ein interaktives Leseabenteuer. St. Pölten [u.a.]: NP-Buchverlag.
- Sommer**, Manfred (1999): Sammeln. Ein philosophischer Versuch. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stammen**, Theo / Wolfgang E. J. Weber (Hg.) (2004): Wissenssicherung, Wissensordnung, und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädien. Berlin: Akademie.
- Stummvoll**, Josef (Hg.) (1979): Die Österreichische Nationalbibliothek. Geschichte – Bestände – Aufgaben. 5. ergänzte Auflage. Wien: Österreichische Nationalbibliothek.
- Stummvoll**, Josef (Hg.) (1968): Geschichte der Österreichischen Nationalbibliothek. Erster Teil: Die Hofbibliothek (1368-1922). Wien: Georg Prachner.
- Stummvoll**, Josef (1951): *Die Österreichische Nationalbibliothek auf neuen Wegen. Eine Übersicht über ihre Tätigkeit in den letzten Jahren*. In: Das Antiquariat. Wien, Jg. 7, S. 21-24.

- Stützel-Prüsener**, Marlies (1993): *Lesegesellschaften*. In: Helmut Reinalter (Hg.): Aufklärungsgesellschaften. Frankfurt am Main [u.a.]: Peter Lang.
- Tänzler**, Dirk (Hg.) (2006): Zur Kritik der Wissensgesellschaft. Konstanz: UVK.
- Taschwer**, Klaus (1995): *Orte des Wissens. Zur Topographie der Vermittlungsstätten von Wissenschaft in Wien, 1900-1938*. In: Spurensuche 3/1995, S. 8-26.
- Thauer**, Wolfgang/Peter Vodosek (Hg.) (1990): Geschichte der öffentlichen Büchereien in Deutschland. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Tomasello**, Michael (2002): Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Vaagaan**, Robert W. (Hg.) (2002): The Ethics of Librarianship. An International Survey. München: Saur.
- Vodosek**, Peter u. a. (Hg.) (1993): Bibliothek – Kultur – Information. Beiträge eines internationalen Kongresses anlässlich des 50jährigen Bestehens der Fachhochschule für Bibliothekswesen Stuttgart vom 20. bis 22. Oktober (1992). München u.a.: Saur.
- Vodosek**, Peter/Manfred Komorowski (Hg.) (1989/1992): Bibliotheken während des Nationalsozialismus. Wiesbaden: Harrassowitz, Teil 1 1989, Teil 2 1992.
- Watzlawick**, Paul/Janet H. Beavin/Don D. Jackson (1969/1990): Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern: Hans Huber, 1969/1990.
- Weber**, Wolfgang E. J. (Hg.) (2003): Wissenswelten. Perspektiven der neuzeitlichen Informationskultur. Mitteilungen des Instituts für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg, Sonderheft. Augsburg.
- Wieland**, Wolfgang (1999): Platon und die Formen des Wissens. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Wieser**, Walter G. (Hg.) (1977): Bibliothekar aus Berufung. zum 75. Geburtstag des ehemaligen Generaldirektors der Österreichischen Nationalbibliothek DDR. Josef Stummvoll. Wien: Österr. Institut für Bibliotheksforschung, Dokumentations- u. Informationswesen.
- Willke**, Helmut (2002): Dystopia. Studien zur Krisis des Wissens in der modernen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wirth**, Werner (1997): Von der Information zum Wissen. Die Rolle der Rezeption für die Entstehung von Wissensunterschieden. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Wittgenstein, Ludwig (1977): Philosophische Untersuchungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Wolzogen, Christoph (2008): Die Zukunft des Nichtwissens oder: Wozu noch Allgemeinbildung? <http://ifan-online.de/ungewu/heft12/wolzogen12.htm> . Zugriff am 11. 02. 2008, 17.30.

Zedelmaier, Helmut (1992): Bibliotheca Universalis und Bibliotheca Selecta: Das Problem der Ordnung des gelehrten Wissens in der frühen Neuzeit. Wien [u.a.]: Böhlau.

Zimmer, Dieter E. (2000): Die Bibliothek der Zukunft. Text und Schrift in den Zeiten des Internet. Hamburg: Hoffmann & Campe.

10.1 Sonstige Quellen/Links

Deutsche Nationalbibliothek: www.d-nb.de

IFLA – International Foundation of Library Associations www.ifla.org

Österreichische Nationalbibliothek: www.onb.ac.at

Stichwort, Archiv der Frauen- und Lesbenbewegung: www.stichwort.or.at

Stichwort, Newsletter des Archivs der Frauen- und Lesbenbewegung. Ausgaben August 2006 und 23/2007.

Universitätsbibliothek Wien: <http://bibliothek.univie.ac.at/>

Bibliothèque nationale de France: www.bnf.fr/

The British Library: www.bl.uk

ALA American Library Association www.ala.org

Bibliotheken in der Wissensgesellschaft. Zu Gast in der e2i: Dr. Johanna Rachinger. In: infozin. www.ove.at/infozone/var1.php?newsID=6328. 12. 01. 2007.

11 Anhang

11.1 Anhang 1: Abstract

Im Zusammenhang mit Bibliotheken fällt immer wieder die Bezeichnung „Ort des Wissens“. Das Bild findet sich auch in Eigendarstellungen (vgl. etwa Benz, Stefan (1985): „Die Hofbibliothek zu Wien als Ort des Wissens.“ In: Martin Scheutz (Hg) (2004): Orte des Wissens. Bochum: Winkler.). Doch wird ihr zugeschrieben, ein Ort „des Wissens“ zu sein, kommen weitere Kriterien ins Spiel, die es zu erfüllen gilt. Laut dem Anthropologen Marc Augé (1994) „[erfüllt sich] der Ort durch das Wort, durch den andeutungsweisen Austausch einiger Kennworte, im Einverständnis und in der komplizenhaften Intimität der Gesprächspartner.“

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der Frage, ob und inwiefern die Metapher „Ort des Wissens“ auf die Bibliothek angewendet werden kann. Darüber hinaus wird die Frage nach Aufgaben und Funktionen der Bibliothek in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gestellt. Mittels Begriffsdefinitionen und einem historischen Abriss zu den Ursprüngen und – bisherigen und künftigen- Aufgaben der Bibliothek und ihrer Protagonisten, der Bibliothekare, versucht sich diese Arbeit dem Thema zu nähern. Dabei werden u.a. historische Quellen herangezogen.

Ausgehend von der Geschichte der Bibliothek im Allgemeinen und dem Phänomen Nationalbibliothek im Besonderen sowie dem Berufsbild des Bibliothekars wird schließlich der Versuch unternommen, die Rolle und Funktion der Bibliothek und ihrer Mitarbeiter von ihrem Beginn bis in die Zukunft zu klären. Zudem wird das Berufsbild des Bibliothekars und seine Entwicklung von den Anfängen bis zur Gegenwart erörtert. Wie ergänzen die „Hüter des Wissens“ das Bild vom „Ort des Wissens“?

Ein zentrales Kapitel beschäftigt sich zudem mit dem Wissensbegriff. Wie ist das Gefüge von Wissen, das Menschen über sich und ihre Umwelt erzeugen, aufgebaut? Wie und unter welchen Umständen wird Wissen generiert, vermittelt und klassifiziert? Welche Rolle spielen Bibliotheken bei der Bewahrung, Schöpfung und Weitergabe von Wissen? Welche Arten von Wissen lassen sich Büchern entnehmen, welche müssen auf anderem Wege erworben werden? Diesen und anderen Fragen versucht dieser Teil der Arbeit auf den Grund zu gehen.

Schließlich wird nochmals die ursprüngliche Frage nach der „Bibliothek als Ort des Wissens“ gestellt. Ein Ausblick auf die Zukunft versucht zu klären, wie sich die Institution von der „Buchbewahranstalt“ zu einer Stätte des kulturellen Austausches und des lebenslangen Lernens entwickeln kann.

11.2 Anhang 2: Lebenslauf

Name	Elisabeth Smolak
Geburtsdatum	07.06.1971
Geburtsort	Klagenfurt
Beruf	PR-Beraterin

WS 1995-SS 2006	Studienunterbrechung
WS 1990/91	Zweifach Anglistik/Amerikanistik, Zusatzstudium Italienisch
WS 1989/90	Studium Publizistik und Kommunikationswissenschaft/Germanistik, Universität Wien
1989	Matura
1981 – 1989	BRG Klagenfurt-Viktring mit musikischem Schwerpunkt
1979-1981	Volksschule St. Thomas am Zeiselberg
1977 – 1981	Volksschule der Ursulinen, Klagenfurt

11.3 Anhang 3: Seminarunterlagen Wolfgang Duchkowitsch

Informationsgesellschaft zur Diskussion gestellt Würde und Selbstachtung

Informationsgesellschaft ist als Gesellschaftsform definiert, "in der die Gewinnung, Speicherung, Verarbeitung, Verbreitung und Nutzung von Informationen und Wissen einschließlich wachsender technischer Möglichkeiten der interaktiven Kommunikation eine entscheidende Rolle spielen."

(Definition des Rates für Forschung, Technologie und Innovation. In: BM für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie (Hrsg.): Informationsgesellschaft. Chancen, Innovationen und Herausforderungen. Feststellungen und Empfehlungen. Bonn 1995.)

Betrachten wir einmal gemeinsam, was unter Information und Kommunikation gemeint ist, wenn in der nicht-wissenschaftlichen Öffentlichkeit von der Informationsgesellschaft die Rede ist. In diesem Zusammenhang fallen viele Schlagwörter wie z.B. Informationsübertragung, Informationsaustausch, Interaktivität, Teilhabe an einem gemeinsamen Informations- oder Wissensbestand, Verständigung der Völker, herrschaftsfreie Kommunikation bei der Beschreibung von Demokratisierungs- und Egalisierungsprozessen.

Geht es dann darum, Kommunikation genau zu definieren, zeigt sich sehr bald, daß sich unter diesen schönen Ideen der Verständigung eigentlich ganz etwas anderes verbirgt. Zumeist erweist sich, daß der qualitative Begriff auf einen quantitativen Begriff reduziert wird. Al Gore etwa meint: „In its most basic, communication is the transfer of information from one human being to another“.

Von Teilhabe und Verständigung ist hier keine Rede. Daraus ist zu schließen, daß für viele Menschen der Begriff der Transmission konstitutiv für Kommunikation betrachtet wird. Der Rest der Elemente von Kommunikation ist Ergänzung, aber nicht unbedingt notwendig.

Daher wird auch verständlich, warum man versucht, die Effizienz der neuen Technologien zu verbessern, zu steigern, um Information im Sinne von Shannon & Weaver „rauschfrei“ und schneller übertragen zu können, also „um besser zu kommunizieren“.

Schneller und „rauschfrei“ gestaltete *Übertragungstechniken* führen uns in die Informations- und Kommunikationsgesellschaft? Eine seltsame Vorstellung! Übertragungstechniken allein?

„Es gibt nicht genug Gänsefüßchen, um das Wort ,Informationsgesellschaft wirklich zu schreiben“, lautet die zentrale These der radikalen Kritiker der Informationsgesellschaft. Ihrer Meinung existiert eine Gesellschaft, die durch Reichtum und Überfluß, durch Rationalität, Vorhesebarkeit und Steuerbarkeit ausgezeichnet sein, nicht.

Der Begriff „Informationsgesellschaft“ kann nur dann aufrechterhalten bleiben, so Barbara Mettler-Meibom (Informatisierung des privaten Alltags, 1993), wenn man den Unterschied zwischen der Existenz informationstechnischer Instrumente auf der einen Seite und dem

Informiert-Sein auf der andere Seite unter den Tisch kehrt, oder wenn man die Differenz zwischen technisch vermittelter Kommunikation und wahrer Kommunikation im Sinne von Verständigung unter den Tisch kehrt.

„Neue Medien eröffnen kein kommunikatives Schlaraffenland.“ Unter diesem Motto kritisieren WissenschaftlerInnen die folgende Verheißung: „Wurde in der Industriegesellschaft versprochen, das [sic] alles machbar ist, wird in der Informationsgesellschaft versprochen, daß jede/r über alles informiert sein kann.“ (<http://www.bid.fh-hannover.de/mailarchive/infonet/0102.html>, 05.3.1998) Nach Konrad Paul Liessman werde in Zukunft nur der Datenmüll unentgeltlich abrufbar sein. Stanislaw Lem schätzte vor vier Jahren, daß etwa drei Fünftel der „Info-Sintflut“ nichts anderes als „vermischter Unsinn“ („Trübkunde“) sind, ein Fünftel zwar aus sinnvoller, aber vergänglicher Information besteht und daher nur ein Fünftel aus ernsten Denkfrüchten besteht.

Habe die Aufklärung die Autorität des Buchs zertrümmert, womit gemeint ist, daß mit der Fülle des Gedruckten die relative Bedeutung des einzelnen Druckwerks abnimmt, so gelte der allgemeine Satz: Je mehr Information produziert wird, desto weniger sei die einzelne wert.

Abgesehen davon, daß ein Großteil der verfügbaren Information dem Amusement dient, würde die Bereitstellung gesellschaftsrelevanter Informationen keineswegs eine freiere und demokratischere Gesellschaft bedeuten: Je mehr Menschen von der Möglichkeit oder ihrem Recht Gebrauch machen, im Internet eine öffentlichkeitswirksame Meinung zu bekunden, desto geringer ist ihre Chance auf Gehör.

Bernd Guggenberger (Das digitale Nirwana, 1997) spricht von „Schwarzen Löchern der Informationsgesellschaft“. Ihm und anderen Kritikern zufolge würde mit den neuen technologischen Instrumentarien jenen Institutionen in die Hände gespielt, die schon vorher die Schalthebel der Macht bedient haben, d.s.: Staat und kapitalistische Wirtschaftsunternehmen. Ihm zufolge werde die erhoffte Demokratisierung deshalb ausbleiben, weil es nicht an Information mangle, sondern an Beteiligung. Das Demokratieproblem ist ein Problem der „schwachen Motivation“. Wer viel weiß, weiß auch, wie wenig der einzelne in der Politik bewirken kann.

In Wirklichkeit, so die Kritiker eines unreflektiert angewandten Begriffs von Informationsgesellschaft, sei eben mehr erforderlich als bloß die reine Vernetzung von Computern. Um Menschen miteinander zu vernetzen, seien vor allem kulturelle, religiöse oder ökonomische Gemeinsamkeiten, Absichten und Utopien erforderlich. Doch selbst dies reiche noch nicht aus. Denn sonst bliebe ungeklärt, weshalb die vielzitierte Internationalisierung der Medien noch immer keine nennenswerte internationale Öffentlichkeit hervorgebracht hat.

So erscheint es in der Tat unverständlich, weshalb jetzt ausgerechnet durch schnellere Übertragungsmethoden eine bessere Verständigung der Völker herbeigeführt werden könnte. Eine Weltgesellschaft werden moderne Computer- und Netzwerktechnologien gewiß nicht herbeiführen. Die Suche nach der Informationsgesellschaft bleibt ergebnislos. Der Begriff werde dann genannt, wenn ein Allzweck-Etikett benötigt wird, wenn am Traum vom Glück ohne Opfer festgehalten wird.

Mit dem Begriff Informationsgesellschaft werden einige wenige Phänomene der modernen Gesellschaft herausgegriffen, die auf struktureller Ebene nicht jene Dominanz einnehmen, um eine Neudefinition der Gesellschaft gerechtfertigt erscheinen lassen (Stichworte: Risikogesellschaft, marktwirtschaftlich-kapitalistische Gesellschaft.)

Die Informationsgesellschaft – Realität oder Konstrukt

Die Apologeten sind überzeugt, daß der Begriff „Informationsgesellschaft“ mehr als angemessen ist, unabhängig von seiner Verwendung im öffentlichen Diskurs, angesichts aber der gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklung. In den Augen der Kritiker ist die Informationsgesellschaft ein unerfüllbarer Mythos, eine Worthülse, die im Dienste bestimmter Interessen steht.

Im Rahmen der Apologie besteht die Idee, daß die Informationsgesellschaft das Ergebnis einer primär technologisch bedingten Entwicklung ist. Basis all dieser Überlegungen ist ein evolutionäres Geschichtsverständnis, ausgehend von einer mehr oder weniger geradlinigen Entwicklung in Stufen: von der vorindustriellen Agrargesellschaft über die Industriegesellschaft zur postindustriellen Informationsgesellschaft.

Das Konzept der postindustriellen Informationsgesellschaft weist fünf Schwachstellen auf:

1. Die methodische Unzulänglichkeit sowohl des Ansatzes von Daniel Bell (Die nachindustrielle Gesellschaft, 1985) als auch die Untersuchungen/Erhebungen von Fritz Machlup und Marc Porat (hier zit. nach Matthias Hensel: Die Informationsgesellschaft, 1990); sie betreffen die These vom zunehmenden Anteil der Informationsarbeiter sowie die These vom zunehmenden Anteil der Informationssektors am BSP.
2. Die propagierte Entwicklung ist empirisch nicht gedeckt.
3. Die Postindustrialisten beschreiben keine Revolution, sondern eine Entwicklung, die (wie James R. Beniger (The Control Revolution. Technological and economic origins of the Informations Society, 1985 belegt, der Industriegesellschaft inhärent ist. Das theoretische Wissen, dem Bell in der „Informationsgesellschaft“ eine zentrale Position zuweist, hat diese Stellung bereits seit Beginn der Industriegesellschaft inne. Die Akkumulation theoretischen Wissens und dessen Anwendung in Technik und Wirtschaft ist eine Entwicklung, die schon vor langer Zeit begonnen hat. Es handelt sich also nicht um die bahnbrechende Neuheit, als die sie so gerne dargestellt wird.
4. Der Informationsbegriff ist ein ökonomisch reduzierter. Information wird als Ware oder als Produktionsfaktor verstanden, als Gegenstand, der gekauft, verkauft und für ökonomische Zwecke eingesetzt wird oder zumindest instrumentalisiert werden kann. Es geht in diesem Fall nicht darum, wie es der qualitative Informationsbegriff meint, daß ein Mehr an subjektivem und objektivem Sinn erschlossen wird.
5. Es wird immer wieder auf die Bedeutung von Information (und Kommunikation) in der Industrie und für die Industrie verwiesen. Selbst innerhalb des postindustriellen Paradigmas ist also keine Ablösung der Industriegesellschaft in Sicht, auch wenn bestimmte Aspekte der Industriegesellschaft verändert worden sind. Bestenfalls könne man daher, wenn schon vom ökonomischen System auf die Gesamtgesellschaft geschlossen werden soll, von einer Informationsindustriegesellschaft gesprochen werden.

Im Denkgebäude Marshall McLuhans steht die Ökonomie weniger im Vordergrund. Seine Prophezeiung, die Menschen würden im globalen Dorf eine friedliche Gemeinschaft bilden, ist unrealistisch. Was in Afrika oder Asien oder Lateinamerika oder ... passiert, berührt uns nicht sonderlich. Wir sind uns eben nicht, wie McLuhan meint, „schmerzhaft der Triumphe und Wunden der anderen bewußt.“ Das heißt, es gibt kein „globales Dorf“. Das Konzept des „globalen Dorfes“ mit seinem „alle-mit-allen-Gedanken“ ist völlig abseitig. Problematisch bei McLuhan ist, wobei er damit nicht allein dasteht, das Postulat des „(kommunikations-) technisch indizierten Wandels. Er führt alle Veränderungen auf das jeweils neue Medium zurück. Weder entsteht aber Technik oder ein Medium von oben oder von außen, noch kann Technik oder ein Medium von sich aus etwas bewegen.

Paul Raabe anlässlich der Jahrestagung des Deutschen Bibliotheksverbandes 1996: "Auch die Bibliothekare sind Kulturvermittler, wenngleich sich die seit Jahrzehnten [...] verwendeten Begriffe von der Literaturversorgung und Informationsvermittlung mehr auf die administrativen und technologischen Probleme beziehen als auf den Inhalt dessen, was Bibliotheken gleich welcher Art in ihrem Wesen ausmachen." (S. 65)

Ders., a.a.O.: "Es scheint, als sei der Begriff vom Bibliothekar als Kulturvermittler eine Zeit lang aus der Mode gekommen, als sei die Kraft und das Interesse fast einer ganzen Generation von Bibliothekarinnen und Bibliothekaren ausschließlich auf neue Aufgaben und Techniken gerichtet gewesen. Die kulturellen Aufgaben mögen dabei – nolens volens – nicht mehr als substantiell für wissenschaftliche Bibliotheken betrachtet worden sein." (S. 65)

Das Programm des Österreichischen Bibliothekartages 1996 (Innsbruck) zeige jedoch, daß offenkundig eine Rückbesinnung auf kulturelle Aufgaben der Bibliothek eingesetzt hat. Dies bedeute, daß Informations- und kulturelle Aufgaben einander nicht ausschließen. Beide bedingen einander.

"Kultur ist Tradition und Moderne. Welche Institution steht mehr dafür als Bibliotheken! Bibliotheken sind aufgrund ihrer Bestände und ihrer Aufgaben geradezu prädestiniert, eine wichtige Rolle in der internationalen wissenschaftlichen und kulturellen Zusammenarbeit zu leisten. Da sich in der Neuzeit keine Wissenschaft auf nationale oder Sprachgrenzen beschränkt hat [dies darf in einigen Disziplinen in so manchen Epochen füglich stark bezweifelt werden, Anm.], sind die Bestände in alten (?) Bibliotheken in der Regel(!) weder sprachlich noch national begrenzt. Wissenschaft kennt nur in dunklen Zeiten Grenzen! [...] Trotz grausamer Kriege zwischen den europäischen Völkern in den vergangenen Jahrhunderten, trotz verbaler Haßausbrüche und körperlicher Gewalt ist die europäische Kultur, obschon regional sehr unterschiedlich entwickelt, immer ein gemeinsames Erbe aller europäischen Völker gewesen. Zu diesem Erbe gehören zweifellos, ja sind konstituierend für es, die gewaltigen Buchbestände in europäischen Sammlungen." (S. 67–68)

"Zur Erschließung dieser kulturellen Tradition stellt uns nun die moderne Technik Werkzeuge zur Verfügung, die es der Forschung ermöglichen, in bisher nicht gekanntem Ausmaße die alten Buchbestände auszuwerten. [...] Durch eben diese Medien [müßte es nicht Techniken heißen?] hat das neue Buch zwar Konkurrenz bekommen, das alte Buch aber auch eine Chance, in jeder nur denkbaren Hinsicht erschlossen zu werden [nicht auch das neue Buch?]. Durch die Erschließung der alten Bestände besteht nicht nur die Chance, ihre Inhalte intensiver zu erforschen, sondern es ist auch durch Reproduktions- und Speichertechniken die Möglichkeit gegeben, sie so weiteren Kreisen zugänglich zu machen." (S. 68)

Z.B. durch Präsentation alter Kostbarkeiten, durch Ausstellungen und Vorträge, Einführungskurse in die Benutzung einer Bibliothek, durch SchülerInnen- und StudentInnenseminare. Diese Aufgaben sind heute vielerorts integraler Bestandteil der Bibliotheksarbeit, und wenn nicht, werden sie von der Öffentlichkeit eingefordert. (S. 68-69) [Ist letzteres tatsächlich so?]

"Es ist unmöglich, an dieser Stelle, auch nur annähernd die Vielfalt des kulturellen Angebots zu beschreiben, das in kommunalen Bibliotheken verwirklicht wird. Einen ersten Einblick vermögen die Beiträge von Regine Wolf Hauschildt und Hannelor Jouly [("Was macht die Bibliothek zur kulturellen Drehscheibe?" und "Öffentliche Bibliotheken – ein kultureller Ort")] zu vermitteln. [Sie sind in der Festschrift "Bibliothek – Kultur – Information"

Georg Ruppelt: Die Bibliothek als kulturelle Anstalt betrachtet. In: Biblos-Schriften. S. 64–72.

Ruppelt will Kultur in diesem Beitrag sehr praxisnahe verstehen. Er meint alles, was außerhalb des wirtschaftlichen und politischen Lebens in der Öffentlichkeit wirkt, also z.B. die Kunst, die Literatur, die Musik, die Wissenschaft – ein puristischer Ansatz –, also alles, "was nicht unmittelbaren materiellen Nutzen versprechen muß, sondern dem Menschen ästhetischen Genuß und Unterhaltung bietet, sein Wissen und seine Kenntnisse erweitert." (S. 64)

Peter Benda faßte in einer Glosse der "ZEIT" (16.09.1996) Buch und Lesen geradezu als Synonym für Kultur auf: "Sogar in der Kultur gibt es Kultur – eine Lesekultur und eine Buchkultur."

Paul Raabe anläßlich der Jahrestagung des Deutschen Bibliotheksverbandes 1996: "Auch die Bibliothekare sind Kulturvermittler, wenngleich sich die seit Jahrzehnten [...] verwendeten Begriffe von der Literaturversorgung und Informationsvermittlung mehr auf die administrativen und technologischen Probleme beziehen als auf den Inhalt dessen, was Bibliotheken gleich welcher Art in ihrem Wesen ausmachen." (S. 65)

Ders., a.a.O.: "Es scheint, als sei der Begriff vom Bibliothekar als Kulturvermittler eine Zeit lang aus der Mode gekommen, als sei die Kraft und das Interesse fast einer ganzen Generation von Bibliothekarinnen und Bibliothekaren ausschließlich auf neue Aufgaben und Techniken gerichtet gewesen. Die kulturellen Aufgaben mögen dabei – nolens volens – nicht mehr als substantiell für wissenschaftliche Bibliotheken betrachtet worden sein." (S. 65)

Das Programm des Österreichischen Bibliothekarstages 1996 (Innsbruck) zeige jedoch, daß offenkundig eine Rückbesinnung auf kulturelle Aufgaben der Bibliothek eingesetzt hat. Dies bedeute, daß Informations- und kulturelle Aufgaben einander nicht ausschließen. Beide bedingen einander.

"Kultur ist Tradition und Moderne. Welche Institution steht mehr dafür als Bibliotheken! Bibliotheken sind aufgrund ihrer Bestände und ihrer Aufgaben geradezu prädestiniert, eine wichtige Rolle in der internationalen wissenschaftlichen und kulturellen Zusammenarbeit zu leisten. Da sich in der Neuzeit keine Wissenschaft auf nationale oder Sprachgrenzen beschränkt hat [dies darf in einigen Disziplinen in so manchen Epochen füglich stark bezweifelt werden, Anm.], sind die Bestände in alten [?] Bibliotheken in der Regel[!] weder sprachlich noch national begrenzt. Wissenschaft kennt nur in dunklen Zeiten Grenzen! [...] Trotz grausamer Kriege zwischen den europäischen Völkern in den vergangenen Jahrhunderten, trotz verbaler Haßausbrüche und körperlicher Gewalt ist die europäische Kultur, obschon regional sehr unterschiedlich entwickelt, immer ein gemeinsames Erbe aller europäischen Völker gewesen. Zu diesem Erbe gehören zweifellos, ja sind konstituierend für es, die gewaltigen Buchbestände in europäischen Sammlungen." (S. 67–68)

"Zur Erschließung dieser kulturellen Tradition stellt uns nun die moderne Technik Werkzeuge zur Verfügung, die es der Forschung ermöglichen, in bisher nicht gekanntem Ausmaße die alten Buchbestände auszuwerten. [...] Durch eben diese Medien [müßte es nicht Techniken

heißen?] hat das neue Buch zwar Konkurrenz bekommen, das alte Buch aber auch eine Chance, in jeder nur denkbaren Hinsicht erschlossen zu werden [nicht auch das neue Buch?]. Durch die Erschließung der alten Bestände besteht nicht nur die Chance, ihre Inhalte intensiver zu erforschen, sondern es ist auch durch Reproduktions- und Speichertechniken die Möglichkeit gegeben, sie so weiteren Kreisen zugänglich zu machen." (S. 68)

Z.B. durch Präsentation alter Kostbarkeiten, durch Ausstellungen und Vorträge, Einführungskurse in die Benutzung einer Bibliothek, durch SchülerInnen- und StudentInnenseminare. Diese Aufgaben sind heute vielerorts integraler Bestandteil der Bibliotheksarbeit, und wenn nicht, werden sie von der Öffentlichkeit eingefordert. (S. 68-69)
[Ist letzteres tatsächlich so?]

"Es ist unmöglich, an dieser Stelle, auch nur annähernd die Vielfalt des kulturellen Angebots zu beschreiben, das in kommunalen Bibliotheken verwirklicht wird. Einen ersten Einblick vermögen die Beiträge von Regine Wolf Hauschildt und Hannelor Jouly [("Was macht die Bibliothek zur kulturellen Drehscheibe?" und "Öffentliche Bibliotheken – ein kultureller Ort")] zu vermitteln. [Sie sind in der Festschrift "Bibliothek – Kultur – Information" erschienen, die anlässlich des 50jährigen Bestehens der Fachhochschule für Bibliothekswesen Stuttgart 1993 herausgebracht wurde.] Die Ideen und die Kreativität, mit denen hier nicht nur gearbeitet, sondern auch versucht wird, notwendige Mittel aus den verschiedensten Töpfen zu schöpfen oder Politiker und Verwaltungen für die Kulturarbeit der Bibliotheken einzunehmen, ist meines Erachtens schon fast ein eigenständiger Kulturfaktor, der durchaus in die Nähe künstlerischer Kreativität anzusiedeln wäre." (S. 70)

Die Archivfunktion

Schon heute sind zahlreiche Daten-, Text-, Bild- und Tondokumente nicht mehr brauchbar, weil ihre Datenträger nicht mehr lesbar sind, weil die Abspielgeräte nicht mehr vorhanden oder einsatzfähig sind. Neben diesen Gefährdungen durch technische Neuerung besteht bei allen Datenträgern die Notwendigkeit des Schutzes vor den Folgen von Alterung und unsichtlicher Zerstörung. Außerdem muß mutwillige oder betrügerische Veränderung ausgeschlossen werden.

Diese Aufgabe ist wohlbekannt. Sie läßt sich unter „Konservierung und Erhaltung alter Bestände“ subsumieren. Sie ist allerdings nicht museal zu verstehen, sondern erfordert die ständige Anpassung an neue Technologien und die systematische Pflege von Technologien.

2. Vortrag von W.-D. Rauch (Bibliothekarstag in Wien, Sept. 2000)

Drei zukünftige Funktionen von Bibliotheken:

1. Bewahrung und Speicherung des kulturellen Erbes unter Nutzung moderner Technologien;
2. Speicherung und Sicherung von wissenschaftlichen Inhalten, die via Internet angeboten werden; UBs national, sodann miteinander vernetzt;
3. Bibliotheken als Orte des Wissens und wissenschaftlichen Gesprächs.

B könnten Dorfbrunnenfunktion einnehmen.

Wer wird die Dorfbrunnen-Funktion in der Internetgesellschaft übernehmen?

Information und Kommunikation sind zutiefst soziale Aktivitäten. Soziale Aktivitäten brauchen reale Orte des Austausches. Je virtueller und unpersönlicher die Kommunikation wird, desto wichtiger werden soziale Ergänzungen werden.

Warum werden Jahrhunderte der gesellschaftlichen Entwicklung auf dieses Weise übersprungen?

Näher läge da doch gewiß der Hinweis allgemein, hier in besonderer Hinsicht, z.B. auf Lesekabinette des ausgehenden 18. Jahrhunderts oder auf Lesevereine im Vormärz, als Ort der Begegnung und Forum freien politischen Gesprächs, auf Lesekabinette, die sich aufgeklärte Bürger schufen, unabhängig von staatlichen Informationseinrichtungen, auf Lesevereine im Vormärz, wie z.B. auf den "Politisch-juridischen Leseverein" in Wien, ein Ort des lebhaften Disputs, ein Ort noch zaghaft betriebenen Andersdenkens, ein Ort, der mit anderen Orten in Europa ähnlichen Andersdenkens in Verbindung stand, tw. durch chiffrierten Briefverkehr vernetzt, um den Häschern Metternichs die Nachforschung zu erschweren, ein Forum des Politischen, wenn auch noch nicht einer europäischen Integration.

Oliver Schmittes, 09.11.25

"Bibliotheken sind – so seine zentrale Hypothese – als Schlüsselinstitutionen der Informationsvermittlung für jeden ernstzunehmenden Versuch unverzichtbar, citoyens und ihre konstitutive Rolle, an der kollektiven Gestaltung des Gemeinwesens mitzuwirken, stärkeres Gewicht zu verleihen."
 ("Nebstbei": Wiederholung der Idee der Arbeiterbüchereien)

"Bibliotheken sind von staatlicher Seite zu fördern und systematisch auf die Herausforderungen der Infoges. vorzubereiten, um diese als mittelbare Agenturen erneuerter Bürgerbeteiligung und demokratischer Wissensbildungsprozesse einzusetzen."

These 1:

"Unabhängige und nicht dem unmittelbaren Marktinteresse unterworfen Information kann als Bestandsvoraussetzung für moderne Demokratien und eine funktionierende Zivilgesellschaft betrachtet werden. In dieser Hinsicht haben Bibliotheken und Archive hervorragende Voraussetzungen der Tendenz entgegenzuwirken, daß Wissen und Information durch mächtige Anbieter monopolisiert und rein kommerziellen Interessen unterworfen wird."

Pkt. 1: Bibliotheken *und* Archive?

Pkt. 2: Diese These setzt

1. auf dem Gedanken des umseitig informierten und mit dieser Information souverän umgehenden Bürgers auf,
 2. und der Kritik an der naiven Vorstellung, daß der simple Anstieg an Informationen und die Vereinfachung der Kommunikation eine "elektronisch emanzipierte Gesellschaft" erzeugen würde.
- Kritik: "Vereinfachung **der** Kommunikation"

"Durch das Internet und die kaum überschaubare Anzahl an Kommunikationsprozessen ist zwar der Zugriff und der Umgang mit Information einfacher geworden, ohne daß hieraus aber zu schließen wäre, daß dieser Prozeß notwendig zu mündigeren und engagierten Bürgern geführt hätte."
 ("Kommunikationsprozesse?")

Hieraus folgt:

Information muß in sinnvoller Weise strukturiert sein.

Information bedarf einer bestimmten Qualität in der Präsentation (Kontextualisierung). Ohne eine solche bleiben die einzelnen Fakten bedeutungslos.

Dies verlangt nach fachlich ausgewiesener Kompetenz in der Betreuung von Information.

Befund: Das Recht auf umfassende und möglichst neutrale Information wird zusehends von Interessen unterlaufen, denen Bildung, Informationsvermittlung und Lernen keine primären Werte sind.

Durch die Kommunikationstechnologien wird Wissen und Information immer schneller zum flüchtigen, schnelllebigen Gut. Es gibt neben Bibliotheken und Archiven keine andere gesellschaftlich relevante Institution, die sich entgegen diesem Trend um die verantwortungsvolle und umfassende Dokumentation von Information und Wissen langfristig verdient machen würde.

(Dokumentare sehen dies gewiß anders!)

Wie dokumentieren Bibliothekare Information und Wissen?

Insbesondere die pädagogisch und demokratiefördernde Wirkung der neuen Medien hängt entscheidend an einem solchen umfassenden und interesselosen Begriff von Information.

(Normative naiver Anspruch: pädagogisch und demokratiefördernd)
("neue Medien"?)

Information ist ein öffentliches Gut ersten Ranges, dessen Schutz verlässlicher Agenturen bedarf.

2. These

"Der kompetente Umgang mit Information ist keineswegs durch die neuen Technologien gegeben, sondern dieser muß erst erlernt und gesellschaftlich eingeübt werden. Der Bürger bedarf hierfür der Agenturen, die ihm oder ihr helfen, die notwendigen Fertigkeiten zu erwerben, Zugriff auf die erforderliche Information zu erhalten und kompetent mit ihr umzugehen. In dieser Hinsicht haben Bibliotheken ein solch großes soziales und kulturelles Kapital, daß ihnen diese Aufgabe an zentraler Stelle zufällt."

Aufgabe: Mit diesen Infoquellen umzugehen, bedarf es der Schulung und der angeleiteten Praxis, will man nicht eine beträchtliche Gruppe der digitalen Analphabeten schaffen.

(= eine Aufgabe von Bibliotheken/BibliothekarInnen?)

"Insbesondere Bibliotheken sind privilegierte Orte der Fortbildung und der Informationsaufnahme, die vor dem Hintergrund, daß viele Menschen eine Schwellenangst vor dem neuen Medium haben, die außerordentliche Aufgabe haben, breite Bevölkerungsteile an die neuen Technologien heranzuführen und kompetente Hilfe in deren Nutzung bereitzustellen."

("Orte **auch der Bildung**" einmal beiseite lassend, ist hier festzuhalten, daß viele Menschen auch eine Schwellenangst vor Bibliotheken haben ----- Öffentlichkeitsarbeit"!!!,

ist hier aber ebenso festzuhalten, daß diese außerordentliche Aufgabe, breite heranzuführen und ... bereitzustellen, scheitern muß, wenn nicht

- a. Bibliotheken in Ö. längere Öffnungszeiten haben,
 - b. Bibliotheken eine massive Personalaufstockung erfahren.
- Das Gegenteil ist aber der Fall!! ---- Öffentlichkeitsarbeit.

"Das hieraus erwachsene Vertrauen sollten Bibliotheken dazu nutzen, sich auch in der Informationsgesellschaft als die zentralen Agenturen zu präsentieren, in denen Information und Wissen breiten Bevölkerungsgruppen nähergebracht wird. Der sinnvolle Einsatz der neuen Medien selbst bei den entsprechenden pädagogischen Aufgaben kann hierbei eine übergroße Erweiterung des Personalbestandes verhindern.

Öffentlichkeitsarbeit gegenüber der Politik, dem Ministerien, den Rektoraten, etc.

3. These

"Bibliotheken haben auf der einen Seite zwar Schwierigkeiten aufgrund der bislang eher konservativen Arbeitsstrukturen sich auf die Herausforderungen der digitalen Verwaltung und Bereitstellung von Information einzustellen, auf der anderen Seite aber – und entscheidend für ihr Potential in der Informationsgesellschaft – verfügen sie über Generationen hinweg eingeübte Qualifikationen, die auch im digitalen Zeitalter von entscheidender Bedeutung sein werden."

Auf Basis ihrer Erfahrung und Kompetenz kommt ihnen die Aufgabe zu, Inhalte den BenutzerInnen bedürfnissen gerecht aufzubereiten und somit ihre akkumulierte Erfahrung in der neuen Kommunikationstechnologie nutzbar zu machen.

(Stichwort: BenutzerInnenforschung)

(Stichwort: Beschlagwortung – z.B. Mataja -- Werbewirtschaft, Geschichte, Österreich über 1200 Eintragungen)

"Das Bild des Bibliothekars in der Informationsgesellschaft wird in der Regel weniger von einem hohen Grad der Spezialisierung auf einzelne technische

Fertigkeiten, denn durch die breit ausgelegte und interdisziplinär gestaltete Fähigkeit charakterisiert sein, Informationen zu sammeln, nutzergerecht aufzubereiten und somit als eine Art Vermittler zwischen Informationsanbietern und Nutzern aufzutreten (was besonders im Falle von Spezialbibliotheken durchaus "Informationsspezialisten" erfordert."

4. These

"Als Orte des Lernens und des Austausches kommt Bibliotheken eine zentrale gesellschaftliche Rolle in der Bereitstellung öffentlicher Räume zu, in denen Informationen aufgenommen, vermittelt und debattiert werden können. In dieser Hinsicht können Bibliotheken selbst zum Ort und zum Forum der 'raisonierenden Öffentlichkeit' werden."

In der angelsächsischen Welt geht man beispielweise dazu über, Bibliotheken zunehmend intensiver in das Leben der Community zu integrieren und diese zu Orten des interaktiven Lernens und des lebendigen Austausches zu machen.

Vor 25 Jahren in "Volksbüchereien" schon – Ort des Widerstandes von Bürgerinitiativen.

In dieser Hinsicht läge eine große Chance für Bibliotheken, ihre Aktivitäten stärker mit anderen Institutionen (etwa Bildungs- einrichtungen, kulturellen Institutionen etc.) zu koordinieren.

Hierbei ist sowohl an den kommunalen als auch an den nationalen oder internationalen Kontext gedacht.

Trotz vieler mentaler Reserven und organisatorischer Schwierigkeiten bereits vor 15 Jahren an der ÖNB:

"Verbrannte Bücher" mit Berlin, vier ausländische Sender, Vranitzky-Rede (Opfer und Täter), "Leo Perutz" mit Exilarchiv in Frankfurt, "Husserl" mit Freiburg (Probleme anführen)

Vortragsreihe "Museen in Österreich" (Häme, wenn nur 25 Personen anwesend waren)

Lesungen gemeinsam mit der Alten Schmiede
eigene Leseveranstaltungen

Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen "Tod in Wien",
auch Bestattungsunternehmer

Folgende Aufgabenfelder wären denkbar: Bibliotheken

als knowledge centre: Zugang zu tendenzfrei ausgewählten
Informationsquellen, Zugang unterstützen

als Ort des öffentlichen Austausches: Vorträge, Panels,
Diskussionsrunden, Clubs etc.
– als Referenzpunkt

Bibliotheken könnten aber auch darüber nachdenken, welche von ihnen
verwaltete Informationen kommerziell vertrieben werden könnten

Bibliotheken als Ort lebenslangen Lernens. Sie werden zwar keine Bildungseinrichtungen ersetzen können, wohl aber werden sie in Zusammenarbeit mit solchen attraktive Programme der selbstbestimmten Fortbildung anbieten können.

These 5

"Bibliotheken müssen ihren Einfluß geltend machen, um die Politik auf die zentrale Bedeutung öffentlich organisierte Informationsvermittlung als Grundlage einer vitalen Zivilgesellschaft hinzuweisen. Es gilt an einem öffentlichen Bewußtsein zu arbeiten, das die zentrale Rolle von Bibliotheken als konstitutive Bestandteile der Zivilgesellschaft auch in der Informationsgesellschaft anerkennt."

Ein Weg hierfür wäre, gemeinsam mit externen Experten an innovativen Modellen zu arbeiten, aus denen der gesellschaftliche Auftrag von Bibliotheken klar ersichtlich ist.

Und an den Staat müßten Forderungen herangetragen werden, die ein finanzielles und rechtliches Umfeld verlangen, in dem Bibliotheken ihre

Bibliotheken als Ort lebenslangen Lernens. Sie werden zwar keine Bildungseinrichtungen ersetzen können, wohl aber werden sie in Zusammenarbeit mit solchen attraktive Programme der selbstbestimmten Fortbildung anbieten können.

These 5

"Bibliotheken müssen ihren Einfluß geltend machen, um die Politik auf die zentrale Bedeutung öffentlich organisierte Informationsvermittlung als Grundlage einer vitalen Zivilgesellschaft hinzuweisen. Es gilt an einem öffentlichen Bewußtsein zu arbeiten, das die zentrale Rolle von Bibliotheken als konstitutive Bestandteile der Zivilgesellschaft auch in der Informationsgesellschaft anerkennt."

Ein Weg hierfür wäre, gemeinsam mit externen Experten an innovativen Modellen zu arbeiten, aus denen der gesellschaftliche Auftrag von Bibliotheken klar ersichtlich ist.